Elisabeth Darge

SL
160

Friedrich Griese

5

ALBERT LANGEN
GEORG MÜLLER
MÜNCHEN

Elisabeth Darge / Friedrich Griese

Elisabeth Darge

Friedrich Griese

1940

Albert Langen / Georg Müller / München

S I 160

Copyright 1940
by Albert Langen – Georg Müller Verlag G.m.b.H., München
Printed in Germany

Wo biſt du zu Hauſe?

Ich weiß es nicht.

Die Weite der nordiſchen Erde iſt dein Geſicht.

Wann biſt du geboren?

Du biſt ſo alt

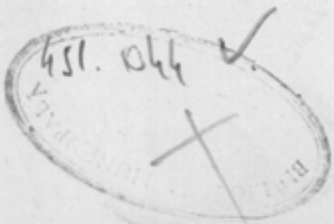
und biſt ſo jung wie dieſer Erde Geſtalt.

Wohin geht dein Wandern?

Was frag ich viel:

Siehe, ins Watt hinein gräbt ſich der ewige Priel.

Hermann Claudius


451. 044

In ſeinem Buche «Das ebene Land», in dem Friedrich Grieſe das Geſicht ſeiner Heimat Mecklenburg zeichnet, entfährt ihm einmal ein Stoßſeufzer darüber, daß «faſt alle Begriffe und Kennzeichen der dörflichen Welt gerade von dem Heer der Lauten und Dreiſten und Ehrfurchtsloſen immer wieder aufgenommen und damit ihrer inneren Beweiskraft beraubt werden». Mit dem gleichen Seufzer möchte man beginnen, wenn man den Verſuch unternimmt, von Grieſe ſelbſt und ſeinem Schaffen zu ſprechen. Denn es ſind die «Begriffe der dörflichen Welt», ſie und nichts anderes, um die es ihm immer und überall geht, und von denen alſo ausſchließlich die Rede ſein wird. So muß man von vornherein jeden, der uns in Grieſes Welt folgen will, bitten, zu vergeſſen, was die «Lauten und Dreiſten und Ehrfurchtsloſen» aus dieſen Begriffen gemacht haben. Es handelt ſich hier um einen Dichter, der das Wort nicht nur mit dem Verantwortungsbewußtſein führt, das ſich dem Volke, ſeiner Vergangenheit, ſeiner Gegenwart und ſeiner Zukunft verpflichtet fühlt, ſondern auch, weil er nicht anders kann, weil nicht eigentlich er ſpricht, ſondern ein «es» in ihm Stimme wird, deſſen Auftrag er nicht überhören dürfte, wenn er es auch wollte. Dies ſind die Dichter, die dem Volke geſchenkt werden, wenn es ſie braucht, die das Wort finden, nach dem alle ſuchen und, weit über ein perſönliches Anliegen hinaus, das ausſprechen, was alle fühlen. Wenn es aber einmal ausgeſprochen wurde, dann ſcheint es ſo leicht zu ſein, es nachzuſprechen. «Landſchaft», «Erde», «Dorf» und «Acker» – ſind das nicht Begriffe, die jedem geläufig ſind, die zu gebrauchen keine Kunſt ſein kann? Die ſo denken, merken es nicht, daß ſchon der göttliche Hauch entſchwand, der das Wort umſchwebte, daß der magiſche Kreis, der es umgab und es an den Sinn band, ſich auflöſte. Abgegriffen und flach, glanzlos und ohne Prägung und damit, wie

Grieſe ſagt, der inneren Beweiskraft beraubt: ſo ſtellen ſich die Begriffe, von denen hier die Rede ſein muß, dar bei denen, die ſie zur Konjunkturware erniedrigten. Es iſt zu begreifen, daß gerade diejenigen, die das Echte, Urſprüngliche ſuchen, ſich von ihnen abwenden. Wer aber zu Grieſe kommen will, der muß wiſſen, daß die ſo oft gebrauchten und verbrauchten Worte bei ihm noch Urworte ſind, noch eingeſchloſſen in den magiſchen Kreis. Er muß vergeſſen, was er ſonſt hörte, und mit dem inneren Ohr lauſchen, aufmerkſam und unvoreingenommen.

I

Der Weite der nordiſchen Erde weiſt Hermann Claudius in dem Gedicht, in dem er Friedrich Grieſes Weſen mit der Sicht des Dichters bildhaft erfaßt, den Sohn Mecklenburgs zu. Wer Grieſe kennt, weiß, daß es kein Widerſpruch dazu iſt, wenn wir ihm in die engſte Heimat nachgehen, um ihn zu verſtehen. Gerade das iſt ſein Geheimnis, daß ihm das Land Mecklenburg, ja, ſchon das Heimatdorf in ſeiner ganzen Begrenztheit zum Sinnbild der Landſchaft überhaupt wird. Er iſt am 2. Oktober 1890 in Lehſten bei Waren im öſtlichen Mecklenburg geboren, nicht weit von jener Gegend alſo, von der Fritz Reuter, wie Grieſe in dem ſchon genannten Buche «Das ebene Land» (1936) nicht unterläßt mitzuteilen, in ſeiner «Urgeſchicht von Meckelnborg» den bündigen Beweis führt, daß hier das Paradies gelegen habe. Das Paradies? Wenn man die freilich mit ungewöhnlichem Geſchick aufgenommenen Bilder im «Ebenen Land» betrachtet, iſt man nicht abgeneigt, zuzuſtimmen. Hört man nun aber, was der Dichter in ſeiner kleinen Selbſtbiographie «Mein Leben» (1934) von ſeiner Jugendzeit berichtet, ſo meint man, es müſſe ſich da doch mehr um das Land gehandelt haben, das den Menſchen nach ihrer Austreibung aus dem Paradies zugewieſen wurde. Nicht, daß der Acker Dornen und Diſteln trägt, aber hart und mühſam iſt die Arbeit, die geleiſtet werden muß, bis er das trägt, was er ſoll. Wie bei vielen anderen Dörfern Mecklenburgs, beſonders in ſeinem öſtlichen Teil, ſo wird auch hier das Geſicht der Ortſchaft durch ſeine Geſchichte beſtimmt. Nicht nur haben dieſe Dörfer die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges bis zur Neige

auskoſten müſſen – das Dorf Lehſten hatte im Jahre des Friedens von Münſter und Osnabrück nur noch drei Bewohner –, ſondern ſie wurden vor allem in den Jahren danach, nachdem das Zerſtörte wieder aufgebaut worden war, den Anſprüchen des Adels ausgeliefert, der die Bauernäcker in Beſitz nahm und aus den freien Bauern leibeigene Tagelöhner machte. Auch das Dorf Lehſten iſt, als Grieſe dort aufwächſt, ein Dorf im Tagelohn arbeitender Kleinbauern, die von Leibeigenen abſtammen, die noch früher einmal freie Bauern geweſen ſind, ein Dorf alſo, das ein «Tal der Armen» genannt werden kann. Er habe ſehr früh ſchwer arbeiten müſſen, erzählt der Dichter, aber er habe auch erfahren dürfen, welcher Segen auf körperlicher Arbeit ruhe. Wenn im Frühjahr und Sommer die tägliche Arbeit auf dem Felde zu Ende war, mußten die beiden Brüder Grieſe noch für den nächſten Tag das Waſſer für das Vieh heranholen, und zwar von einer Quelle, die eine Viertelſtunde entfernt war. Die hölzerne Trage mit den Eimern auf der Schulter, machten ſie dieſen Weg wohl ſechsmal hin und her an jedem Abend. Dazu kam, daß man damals noch alle Feldarbeiten mit der Hand verrichtete, auch im Winter das Korn mit der Hand gedroſchen wurde. Eine ruhige Minute hat der Heranwachſende eigentlich nur, wenn am Winterabend die Eltern in den Stall gehen, um das Vieh für die Nacht fertigzumachen. Dann löſcht die Mutter die Lampe, um Petroleum zu ſparen, und der kleine Sohn öffnet die Ofentür, um im Schein des Holzfeuers in einem alten Buche zu leſen, das er irgendwo aufgeſtöbert hat.

So iſt die Jugendzeit Grieſes keine paradieſiſche Zeit geweſen, aber hat ſie ihm nicht gerade das mitgegeben, was er haben mußte, um die Aufgabe, die damals noch in ihm ſchlummerte, zu erfüllen? Hätte er von den Menſchen ſeiner Heimat erzählen können, ſo echt und ungeſchminkt und ſelbſtverſtändlich, wie er es tut, wenn er nicht ſelbſt einer von ihnen geweſen wäre? Es iſt das Undeutbare in ſeinen Büchern, die Luft, die in ihnen herrſcht, der Tonfall, in dem geſprochen wird, was er in dieſen Jahren mitbekommt, in denen er ſchlecht und recht ein Dorfjunge iſt wie andere auch – ein geſunder Junge, dem kein Baum zum Erklettern zu hoch iſt, der groß und kräftig iſt, und der zwar eine geſunde Müdigkeit nach der ſchweren Tagesarbeit kennt, aber keine Schwäche. Doch das iſt noch nicht

alles. Mitten in das helle Alltagsleben, das sich nicht von dem der anderen unterscheidet, fallen Erlebnisse, wie sie für ein Dorfkind, dem seine Umgebung in der Regel keine Rätsel aufgibt, höchst merkwürdig sind. Auch in dem, was andere Dichter aus ihrer Kindheit erzählen, finden sie kaum eine Parallele. Es sind nicht Erlebnisse mit Menschen und ebensowenig Traumphantasien, sondern was hier erlebt wird, ist die Landschaft. Man kann wohl sagen, daß die unverwechselbare Griesesche Landschaft, das Bild, unter dem ihm sein Mecklenburg immer wieder erscheint, schon in einem dieser kindlichen Erlebnisse geprägt wurde: dem Erlebnis von der Weite des «ebenen Landes». Es ist eine Zeit, da läuft der Knabe viele Abende leise von zu Hause fort, um weiter draußen, auf einem Steinhaufen, auf den Vater zu warten, der erst tief in der Nacht heimkommt. An einem dieser Abende sieht er zum erstenmal, wie weit und mächtig sich das Land dehnt. «Die Hügel wuchsen zu großen, langgestreckten Bergen an, die Gründe, mit leichten Nebeln überzogen, wurden durch das ansteigende Land nicht geringer, und der blaue Wald dahinter schloß ebenfalls nichts ab, leitete vielmehr erst recht in die grenzenlose Weite über. Am Hang drüben wußte ich die Kühe, die in den warmen Sommernächten auf der Weide blieben, und zuweilen sah ich sie auch; hier und da stand eine auf, die andere schloß sich an, sie blieben seitwärts von den anderen, hielten sich stille und waren selbst wie Hügel, die in Bewegung geraten sind. Über das alles stieg der Himmel an, dieser Himmel unseres norddeutschen Landes, der oft so schwer verhängt ist, dunstig und flach, und der gerade dadurch die Einheit mit dem Lande erst schafft, gleichsam aus ihm herauswächst...»

Später gebraucht Griese, um diese Eigenart der Landschaft zu kennzeichnen, die das «ebene Land» von einem «flachen» unterscheidet, gern das Bild von dem gewaltigen, urhaften Pflug, der einmal, in vergessenen Zeiten, den Boden aufgerissen habe, so daß die Schollen nach den Seiten hin mächtig abgepoltert seien. Aber zuletzt sei «alles hügelig Aufgewölbte mit Wald und See und ragenden alten Einzelbäumen doch hineingelegt in das Flächige, weithin ebenmäßig Gedehnte; hier und da wehrt es sich dagegen, es möchte stärkere Höhen, ausgedehntere Wasserflächen, größere Inseln und Landzungen erreichen, aber es fügt sich dann, die Ebene zieht alles Widerstrebende

in ſich hinein, gleicht es aus, und Hang und Hügel löſen die gleichmäßige Art des Ganzen nicht auf, betonen ſie nur». Es iſt vielleicht nicht unwichtig zu wiſſen, daß dieſe Schilderung geographiſch richtig iſt, alſo nicht romantiſch verzeichnet, willkürlich überhöht, ja, daß gerade der Geograph in der intuitiven Landſchaftsſchau des Dichters den eigentlichen, die Sache treffenden Ausdruck für ſeine eigenen realen Feſtſtellungen findet. Aber ſie geht weit über das bloß «Richtige» hinaus. In welche Tiefen der Dichter vorſtößt – Tiefen, die er ſchon als Knabe keimhaft verborgen in ſich trug –, zeigt ſich, als ihm dieſes Kindheitserlebnis ſpäter der Schlüſſel wird, mit dem er eins der ſeltſamſten Schickſale aufſchließt, die in ſeinen Büchern erſcheinen, das der Prinzeſſin von Grabow in der gleichnamigen Erzählung.

Zu dieſem einen geſellen ſich andere Landſchaftserlebniſſe: der Vogelzug, das Tal voller Kraniche, die ſich dann erheben und den Himmel abſchatten, daß es «gleichſam dunkel wird über der Tiefe wie am erſten Tag der Schöpfung», der Kolk, der ein Bild des Hintergründigen, Gefährlichen, Rätſelhaften wird, und dem wir immer wieder in dieſem Sinne in ſeinen Büchern begegnen. Ein andermal entdeckt der Umherſtreifende die Quelle. Natürlich kennt er ſie, aber er hat ſich nichts weiter dabei gedacht, bis er an einem Regentag hört, wie das Rieſeln der Tropfen auf den Gräſern und Blättern ſich mit ihrem Rinnen zu einem einzigen Laut vereinigt. Und mit der Quelle zugleich begreift er den Bach, der aus ihr hervorgeht, den Bach, der dafür ſorgt, daß das Wieſenland nicht Sumpf und Moor wird, ſondern gutes, friſches Viehfutter gibt, der den Baum ernährt, deſſen Wurzeln er umſpült, und weiterhin das Ackerland. «Seit dieſem Tag bedeutete der Bach für mich Fruchtbarkeit, er iſt der Segen, der Ernährer, die Fülle.» Muß nun nicht der Pferdeknecht Karl Johann in der Erzählung von der «Wagenburg» den Kopf ſchütteln über die Quelle, die ihm in Südfrankreich begegnet, weil ſie nur einige Stunden am Tage läuft? Muß nicht gerade dies ihm zeigen, daß er in der Fremde iſt, muß es ihm nicht vorkommen, als ſeien die Geſetze des Daſeins verrückt und verſchoben? Der Mann Fanna aber, der als erſter in dem Dorfe Reth ſiedelt, von deſſen Schickſalen die Romane «Der ewige Acker» und «Das letzte Geſicht» erzählen, er erlebt genau das, was der Knabe erfuhr, der

die Quelle entdeckte, den Bach, den «Segner und Nährer des Tals, das Leben, den Schaffer und Erhalter der Welt». Dieſe Quelle und dieſer Bach machen ihm Mut, hier, wo im großen Krieg alles zerſtört wurde, neu anzufangen. Ja, noch das letzte Buch Grieſes, «Die Weißköpfe», ſchließt an ein Landſchaftserlebnis der Kinderzeit an: das Steinbett im Walde. Wir werden ſehen, wie es, als ſeine Stunde gekommen iſt, als Symbol für einen der tiefſten und fruchtbarſten Gedanken in Grieſes Werk auftaucht; auch hier handelt es ſich im Grunde um nichts weiter, als daß das, was im Knaben keimhaft ruhte, ſich entwickelte und, als ſeine Zeit da war, ausgeſprochen wurde.

Wie aber ſteht es mit den Menſchen, unter denen der Knabe aufwächſt? Es iſt bezeichnend, daß in der Selbſtbiographie der Vater im Zuſammenhang mit dem erſten großen Landſchaftserlebnis genannt wird, dem der Weite des «ebenen Landes». Des Vaters wegen ſitzt der Junge oft ſtundenlang auf dem einſamen Steinhaufen und wartet bis in die Nacht. Und er meint es in ſich zu ſpüren, daß zu dem Landſchaftserlebnis eben dieſes Warten auf den Vater gehört habe, daß es nicht ſo ſtark oder vielleicht überhaupt nicht geweſen wäre, wenn er den Vater nicht dabei im Sinne gehabt hätte. Viel ſpäter wird ihm dann klar, daß die Begriffe «Landſchaft», «Heimat» und «Vater» ſo verwandt ſind, daß man ſie in ihrem eigentlichen Weſen, ihrer tieferen Bedeutung nicht trennen kann: «daß nämlich die Landſchaft niemals nur ein Ding für ſich iſt, etwas, was aus Erde, Waſſer, Baum und Kraut und Korn und der Wolke darüber beſteht, ſondern daß der Ring erſt dann geſchloſſen iſt, wenn man den Menſchen in ſeiner Art urſprunghaft mit einbezieht. Für mich war dieſer Menſch, damals verſtandesmäßig noch unbewußt, der Vater, aber nicht nur, weil er der Vater, ſondern weil er mir, ebenfalls unbewußt, aus mancherlei Ereigniſſen her Teil und Träger unſeres Geſchlechts war, das immer in dieſem Lande gewohnt hatte». Wie die Söhne der Mutter Fanna im «Ewigen Acker» und «Letzten Geſicht» iſt Grieſe ein Vaterkind, das überall die Nähe des Vaters fühlt, von dem er nicht nur das Erzählertalent geerbt hat, ſondern viel mehr. Das Bild, das er von ihm entwirft, iſt in ſeiner Knappheit und unſentimentalen Schlichtheit von ganz ſtarker Eindruckskraft. Er iſt ein Menſch von vollkommener Ruhe und Aus-

geglichenheit, freilich hat er ſchon faſt die Fünfzig erreicht, als ihm der dritte und jüngſte Sohn Friedrich geboren wird. Ohne es jemals abſichtlich herbeizuführen, iſt er der Mittelpunkt der Dorfgemeinſchaft, deſſen Wort, ſparſam geäußert, den Ausſchlag gibt. Seine ganze Erſcheinung muß Größe gehabt haben, Überlegenheit den anderen gegenüber; wäre er in andere Verhältniſſe hineingeboren worden, ſo wäre er ein Mann von überragender Bedeutung geweſen. So hat er die Aufgabe, die er ſelbſt nur in einem engen Kreiſe zu löſen vermochte, an ſeinen Sohn weitergegeben.

Wer, das Vaterbildnis Grieſes vor Augen, an ſeine Bücher herangeht, wird mehr als einmal meinen, ihm dort zu begegnen; es war nicht anders möglich, als daß der Sohn, aus enger Verbundenheit, im Vater das Bild des Mannes überhaupt ſah, die Sache des Vaters vertrat in der Reihe der ruhigen, großen, gelaſſenen Männergeſtalten vor allem ſeiner letzten Romane. Daß die Frauen ſeiner Bücher, wenigſtens viele von ihnen, dieſe Gelaſſenheit nicht beſitzen, daß ſie leiden, ſich verſtricken, mit einer Schwere beladen ſind, die ſie nur ſelten abzuwerfen vermögen: dies mag man wohl auf das Bild der Mutter zurückführen. Es ſind ſparſame Andeutungen, die das Erinnerungsbuch über ſie macht, aber ſie genügen, um erkennen zu laſſen, daß ein Zwieſpalt in ihr gewohnt haben muß, der ſie unglücklich machte. In ihrer Weiſe ſeien beide Eltern vorbildliche Menſchen geweſen, ſagt der Sohn, aber es ſei ihnen nicht möglich geweſen, zueinander zu finden. «Ich habe meine Mutter niemals lachen ſehen, nur hie und da einmal lächeln, aber dann waren andere Menſchen dabei; in ihrer Jugend ſoll ſie ein überaus lebendiges und fröhliches Mädchen geweſen ſein…» Was ſich für Qual, auch für den Jungen, der zwiſchen ſolchen Eltern heranwächſt, hinter dieſen Worten verbirgt, kann man nur ahnen. Die Mutter hatte, gewiß nicht zur Erleichterung ihres Daſeins, ein außerordentlich feines Ahnungsvermögen, das der zweite Sohn, der im Weltkrieg fiel, von ihr erbte. Dem dritten gab ſie das lebendige Auge mit, das man ſeinen Büchern anmerkt, eine gute und für ihn beſonders wichtige Gabe, da ein Gehörleiden, das ſchon dem Kind zu ſchaffen machte und ſich ſpäter im Felde erneut einſtellte, ihn in dieſer Richtung benachteiligte. Aber er wird es wiſſen, daß dies nicht das einzige war, was ſie ihm gab, denn die Geſchenke der

Götter ſehen oft anders aus, als wir ſie uns wünſchen. Wer wollte ſich anmaßen, zu unterſcheiden, welche Schale ſchwerer wiegt, wenn es ſich um dieſe Geſchenke handelt, die des Glücks oder die des Leids?

Von dem, was ſein Leben, von außen her geſehen, beſtimmte, iſt an dieſer Stelle noch zu ſagen, daß alle drei Brüder Grieſe Lehrer wurden, ein erſtaunlicher Fall in einem Dorfe und bei einem Vater, der im Sommer zwölf Mark wöchentlich, im Winter noch weniger verdiente, und deſſen eigene Landſtelle herzlich klein war. Darf es uns wundern, daß gerade der dritte Sohn die Aufnahmeprüfung für die Vorbereitungsanſtalt des Seminars zweimal nicht beſtand? Er war «wohl zu ſchwer beladen mit Dingen, die er nicht ordnen konnte». Als er indeſſen das zweitemal verſucht, zwei Tage lang wach zu ſein, gelingt ihm die Prüfung ohne Schwierigkeiten bei einem anderen Seminar. Das Lernen macht ihm Freude, das Unterrichten auch. Nach der Entlaſſung aus dem Seminar iſt er zwei Jahre Hauslehrer auf einem der großen Güter bei Bützow, dann unterrichtet er dreizehn Jahre lang in dem in der Nähe von Parchim gelegenen Stralendorf, zuletzt in Kiel. Dazwiſchen nimmt er am Weltkrieg teil und erlebt eine böſe Zeit, als er zeitweiſe ſein Gehör faſt ganz verliert. Von einem anderen ſchweren Jahr ſeines Lebens, das er zwiſchen Vorbereitungsanſtalt und Seminarzeit in Heidekaten an der Oſtſee verbringt, wird in anderem Zuſammenhang die Rede ſein. Heute lebt der Dichter auf Reth-Hus bei Parchim auf eigener Scholle, die ihm der mecklenburgiſche Staat zum Geſchenk machte.

2

Unter den Kindheitserlebniſſen Grieſes fällt eins auf, das ſich aus der Reihe der übrigen, der Landſchaftserlebniſſe und derer mit Menſchen, heraushebt. In der Schule wird den Kindern von Lehſten eine Erzählung vorgeleſen, die ſie ſchriftlich wiedergeben ſollen. Sie ſpielt in einem fremden Lande, was dem Knaben zunächſt nichts Ungewohntes iſt bei Erzählungen dieſer Art. Er beginnt zu ſchreiben, und es geht ganz ordentlich wie bei anderen Gelegenheiten auch. Dann aber ſtockt er, ſtreicht aus, beginnt wieder, ſtreicht wieder aus – es iſt etwas Seltſames über ihn gekommen, das ihm nicht erlaubt, die Aufgabe durchzuführen wie ſonſt. Und obwohl er ſich ſträubt,

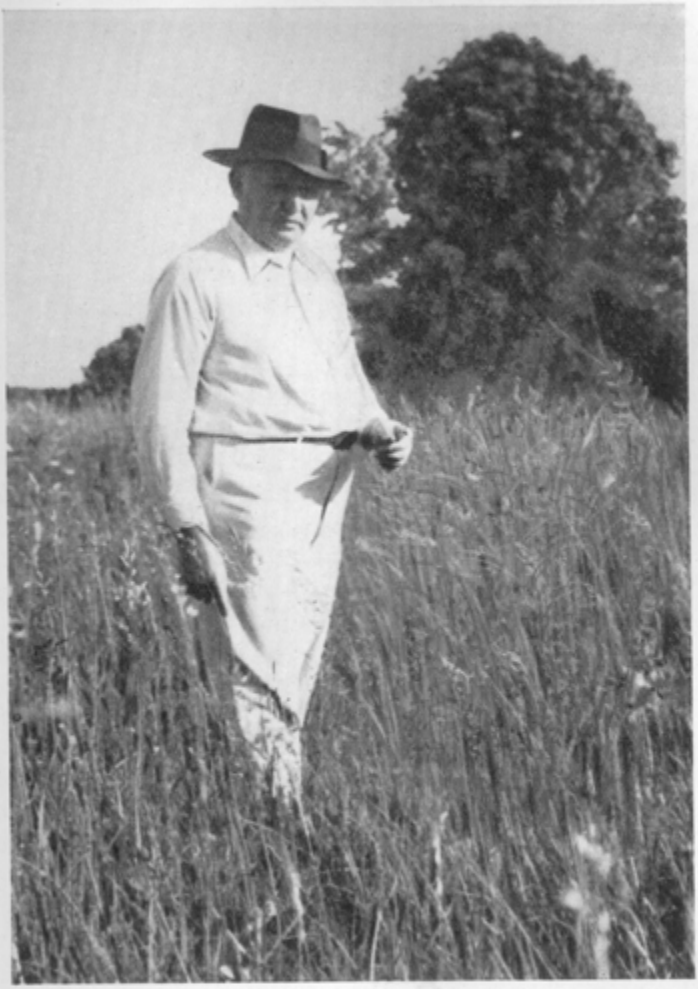
weil er meint, daß es eigentlich nicht erlaubt ſei, was er jetzt tut, ſchreibt er anſtatt deſſen die heimatliche Landſchaft ab, wie ſie ihm vor ſeinem inneren Auge ſteht: den väterlichen Hof, den Weg in die Felder hinein, den Strauch am Weg, den Bach im Tal, den Hügelhang, um den der Bach ſeinen Weg nimmt. Es iſt ihm, als ſei er gezwungen, dies zu ſchreiben, «es war ſtark genug, ſich plötzlich ſo darzubieten, daß es gar nicht umgangen werden konnte».

Dies iſt in der Tat ein ſeltſames Kindheitserlebnis. Daß es wichtig iſt, nicht einer Laune entſpringt, ſieht man ſchon daraus, daß es ſich dem Gedächtnis des Dichters ſo tief eingeprägt hat. Gewiß, auch bei anderen Dichtern gibt es kindliche Erlebniſſe, die auf das hinweiſen, was ſich ſpäter entwickeln wird. Schiller ſteigt auf einen Stuhl und predigt den Geſchwiſtern, Mörike macht artige Gelegenheitsverſe, Hebbel dichtet den Teetopf an, Gerhart Hauptmann erzählt den Nachbarskindern Märchen, von Goethe ganz zu ſchweigen. Andere wieder malen, muſizieren, wiſſen noch nicht, wo die Begabung ſteckt, die frei werden will. Grieſe ſchreibt anſtatt eines Schulaufſatzes über ein fremdes Land die heimatliche Landſchaft ab.

Man kann zunächſt ſagen, daß ſich hier ankündigt, wie ſtark er, aus mütterlichem Erbteil, mit dem Auge die Einzelheiten ſeiner Umgebung erfaßt, wie dieſes wirklich Geſehene, mit dem Auge Aufgenommene ſich dem bloß Vorgeſtellten gegenüber als mächtiger erweiſt. Ja, man kann dieſen Zug auch an ſeinen Büchern erhärten. Stück für Stück erſcheint dort von dem, was er zu Hauſe oder in anderen Gegenden Mecklenburgs mit ſinnendem Auge aufgenommen hat; immer wieder begegnen einem in dem Buche «Das ebene Land» die Schauplätze ſeiner Romane und Erzählungen. Aber dies allein kann es nicht ſein. Der Zwang, der in dem kleinen Erlebnis zutage tritt, deutet darauf hin, daß ſich in ihm etwas Bahn bricht, das einer tieferen Schicht angehört. Es iſt, als ob ein Auftrag ſich ankündigt, eine beſtimmte Aufgabe, die er einmal zu bewältigen haben wird, wenn er ſie jetzt auch nur unbewußt in ſich trägt. Das Erlebnis bleibt zunächſt vereinzelt, aber wir wiſſen ja, wie es ſich ſpäter gebieteriſch wieder meldet. Grieſe ſelbſt läßt keinen Zweifel darüber, was es mit dieſem Auftrag für eine Bewandtnis hat: es iſt ein Auftrag der Sippe, der väterlichen Ahnen. Er weiß, daß er, ohne es ſich früher klarmachen zu können, in ſeinem Vater immer «Teil

und Träger des Geschlechts» gesehen hat, den «lebendigen Aufbewahrungsort jahrhundertealter Erkenntnisse» gleichsam, die sich in der Familie forterbten. War der Vater so weit gekommen, daß er es verstand, sich in einer fast vollkommenen Art mündlich auszudrükken, so liegt dem Sohn der Gedanke nahe, daß er dazu bestimmt sei, «festzuhalten, was so an äußeren und inneren Erfahrungen überliefert wurde». Seine Dichtung – er selbst nennt es seine «Arbeit» – ist ihm «aufgegeben» worden. Das Geschlecht der Grieses ist alt, es soll auf einen Heinrich Griese zurückgehen, der im Heer Heinrichs des Löwen diente und wegen seiner Unerschrockenheit rühmlich erwähnt wird. Vor allem aber ist des Bauern Joachim Griese zu gedenken, dem der Dichter in dem Roman «Das letzte Gesicht» ein Denkmal setzt: seine Hofstelle wurde im Dreißigjährigen Kriege verwüstet, seine Frau, seine Kinder, sein Gesinde zu Tode gequält, er selbst fast bis zum Sterben gefoltert und schließlich in den brennenden Stall geworfen. Es gelang ihm dennoch, sein Leben zu erhalten, indem er sich herauswälzte und sich unter nassem Moos und Torf verbarg. Es muß eine unbändige Kraft in diesem Ahnen gewesen sein. Von einem späteren wird erzählt, daß er weit in der Fremde herumgekommen sei, dann aber zurückkehrte und kaum etwas von dem, was er erlebt hatte, kundgab. Nur an dunklen Herbstabenden baute er vor denen, die ihm zuhörten, eine fremde Welt auf. Wenn Griese in dem Karl Johann der «Wagenburg» einen solchen Menschen zeichnet, den das Zugehörigkeitsgefühl zur Heimat wieder dorthin zurücktreibt, mag er dabei an diesen Vorfahren gedacht haben.

Wir begegnen in Grieses Romanen nicht selten Menschen, die unter einem Zwang stehen, den das Blut der Sippe auf sie ausübt. «Wittvogel» in der gleichnamigen Novelle (1925) trägt den Ehekonflikt der Eltern aus, Ulrike in «Wind im Luch» (1937) fühlt sich zwanghaft an die verstorbene Mutter gebunden. Dorta gehört zu ihnen in dem Roman «Sohn seiner Mutter», deren Knabe stumm geboren wird, weil man ihrer Vorfahrin die Zunge ausbrannte, Hanna Breede im «Ewigen Acker», die in Liebesschuld und -leid gerät wie eine ihrer Sippe in früheren Generationen. «Immer wieder ereignete es sich, daß einer von den Höfen in das Schicksal eines Vaters oder einer Mutter hineintaumelte, sich nicht selbst gehörte, zu denen zurückgeworfen



wurde und deren Los austrug». Auch der Herzog Karl Leopold und die Prinzessin von Grabow stehen unter solchem Zwang früherer Geschlechter. Aber hier handelt es sich zunächst immer um ein verhängnisvolles Erbe, das dem Menschen nicht zum Guten ausschlägt. Ins Positive gewendet erscheint der gleiche Zug bei dem eben erwähnten Karl Johann der «Wagenburg», der das Ehrgefühl – ein ganz bestimmtes Ehrgefühl, von dem noch zu sprechen sein wird – und die Zähigkeit eines Ahnen, von dem die Leute im Dorf noch reden, mitbekommen hat und ohne diese Gaben wohl kaum dem Schicksal gewachsen wäre, das ihm übel mitspielt, das er aber aus der ihm aus dem Unbewußten zuströmenden Kraft zwingt. Ähnlich verhält es sich mit dem ältesten Sohn Mutter Fannas im «Letzten Gesicht», der, als er Jahre nach dem Weltkrieg aus Rußland heimkehrt und den Hof des Geschlechtes verkauft findet, als Siedler auf Ödland von vorn beginnt, wie sein Vorfahr, der erste Fanna, nach dem Dreißigjährigen Kriege das Dorf Reth gründete, nur weil eine Quelle und ein Bach hier Leben spendeten. In dem Roman «Die Weißköpfe» wird dieses Motiv, das ja aufs engste mit der Frage nach dem Schicksal, einer Urfrage der Menschheit, zusammenhängt, noch vertieft. Wann ereignen sich diese Fälle, in denen so sichtbar der Ahn im Nachkommen wieder auflebt? Immer dann, wenn eine Aufgabe zu lösen blieb. «Alle alten Dinge», heißt es da, «sind dort unsterblich, wo ein Ungelöstes und von ihnen nicht zu Lösendes blieb.» In diesem Sinne faßt auch Griese selbst seine Aufgabe auf. In einem Aufsatz in der Zeitschrift «Die Literatur» (Januar 1939), in dem er über sein Schaffen Auskunft gibt, spricht er am Schluß von den Zusammenhängen persönlicher Art, die sein Werk bestimmt haben. «Sozusagen zwangsläufig bin ich bisher in Abständen zu Stoffkreisen zurückgekehrt, die sich in der einen oder anderen Art wiederholen. Zuweilen handelt es sich um ein Gebiet, das ich aus äußeren Gründen lieber hätte beiseitelassen sollen. Daß dies letztere nicht möglich war und auch fernerhin hier und da vielleicht nicht möglich sein wird, kann nur damit erklärt werden, daß Leben und Leiden früherer Geschlechterreihen meines Namens mit den Vorgängen dieser Stoffkreise erlebnismäßig verbunden ist, dadurch allein aber nicht gelöst und abgeschlossen werden konnte. Das, was derart einmal Wirklichkeit war, wirkt nun offenbar so nach, daß es in mir

nachträglich gelöst werden möchte. Bei uns zulande sagt man, daß die Toten lange Arme haben.»

Diese Lösung aber, in welcher Richtung liegt sie, kann sie allein liegen? In einer Vergeistigung, Verinnerlichung der Kraft, die im Grieseschen Geschlecht aufgespeichert wurde. Was in dem Vater des Dichters zu einer persönlichen Vollendung geführt hatte, sich jedoch nur in einem ganz beschränkten Kreise auswirken konnte, wurde in dem Sohne durch das Erbe der Mutter noch einmal in Bewegung gesetzt, aufgelockert, in ein Spannungsverhältnis gezwungen, das er nicht hätte ertragen können, wenn nicht aus ihm der Funke des Geistes aufgesprüht wäre. So aber wurde es schöpferische Kraft. Und diese Kraft wird fruchtbar in dem Augenblick, in dem das Volk des Dichters bedarf, der ihm aus seinem Ahnenerbe das Wort sagt, nach dem es ruft. Fruchtbarmachen, Weitergeben, Verschenken von Kraft, die sich zu Geist verinnerlichte: das ist der Auftrag.

Kann es sich aber nun wohl nur darum handeln, den Stoffkreis vom bäuerlichen Leben immer wieder zu durchschreiten? Gewiß, er wird durchschritten, aber in einer Weise, die neu ist. Schon der Knabe empfand es, obwohl unbewußt, als unumstößliche Gewißheit, daß die Landschaft nicht nur aus Erde, Wasser, Baum und Kraut und Korn und der Wolke darüber besteht, sondern daß der Mensch hier «ursprunghaft einbezogen» sein müsse, oder, wie es an einer anderen Stelle der Selbstbiographie heißt, «daß es eine ganz bestimmte, unzerstörbare heimliche Bruderschaft zwischen dem Boden und dem Menschen gibt, der ihm von vielen Vorfahren her zugehört». Von dieser Bruderschaft zwischen Mensch und Boden zu künden, das ist die erste, fest umrissene Aufgabe, die sich aus dem Ahnenauftrag ergibt. Vielleicht scheint dies dem einen oder dem anderen nichts Besonderes zu sein, heute, da jeder davon spricht. Aber nicht nur waren diese Dinge noch keineswegs in aller Munde, als Griese begann, seine Bücher zu schreiben, sondern auch heute noch meint er etwas anderes, Tieferes als die vielen, wenn er davon spricht, sieht er den ursprünglichen Sinn und wesenhaften Zusammenhang. Wer sich einmal die Mühe machte, den Begriff der «Landschaft» zu betrachten, wie ihn die deutsche Dichtung im Gang der Jahrhunderte entwickelte, der würde einsehen müssen, daß wir hier an einer Stelle stehen, an der dieser Begriff wirklich einen neuen

Sinn bekommen hat. Es mag kurz angedeutet werden, daß innere Zuſammenhänge zu beſtehen ſcheinen mit einem Gedanken, den Herder in den «Ideen» ausſpricht, wenn er dort von der Natur ſagt, daß ſie «mit den Bergreihen, die ſie zog, wie mit den Strömen, die ſie herunterrinnen ließ, gleichſam den rohen, aber feſten Grundriß aller Menſchengeſchichte und ihrer Revolutionen entworfen» habe. Auch Wilhelm Heinrich Riehl ſchwebte ein ähnlich erweiterter Landſchaftsbegriff vor. Aber wo blieb die Dichtung? Daß es Anſätze gab zu einer neuen Landſchaftsbetrachtung, vor allem in der Zeit um die Jahrhundertwende, als die ſogenannte «Heimatkunſt» aufkam, ſoll nicht verſchwiegen werden, aber es ſchob ſich immer eine Tendenz, irgendein anderer Gedanke vor, der damals mehr in der Luft lag und ſein Recht forderte. Einer, der der neuen Frageſtellung in einigen ſeiner Bücher nahekommt, iſt der Schleſier Hermann Stehr, und es iſt gewiß kein Zufall, daß gerade er Grieſes «Winter» mit warmer Zuſtimmung begrüßte. Aber die Löſung mußte wohl von einem gefunden werden, der aus einem Bauernvolk ſtammte und inmitten eines Bauernvolkes lebte, und dies war eben der, den der Auftrag des Ahnenerbes dazu beſtimmt hatte: Friedrich Grieſe.

Im Zuſammenhang mit dieſer Aufgabe ſteht, wie er ſelbſt weiß, eine andere. «Ich möchte», ſo drückt er es in dem genannten Aufſatz in der «Literatur» aus, «zu meinem Teil nachgewieſen haben, daß es nicht nur die eine Wirklichkeit gibt, die ſich gleichſam vorn auf der Bühne zuträgt, ſondern daß zu jeder Zeit auch der heimliche Mitſpieler vorhanden iſt, der ſich im Hintergrunde aufhält, den man wohl überſehen, deſſen Stichwort für den anderen Spieler man aber nicht überhören kann». Wer iſt der heimliche Mitſpieler? Wer ſteht im Hintergrund, während wir glauben, allein auf der Bühne zu ſein? Was wir da ſpielen im hellen Licht, iſt unſer bewußtes Leben, mehr oder minder verſtändig, mehr oder minder zielbewußt geführt. Aber auch der Menſch iſt, wie es der Titel eines Dramas von Grieſe ſagt, «aus Erde gemacht», und diejenigen, «die nicht ſo verſtändig, dafür aber wiſſender ſind», wie es in dem Roman «Die Weißköpfe» heißt, haben ein Ahnen davon, was das bedeutet. Wirklichkeit iſt nicht nur das, was wir mit unſeren Augen ſchauen und mit unſeren Ohren hören, ſondern auch das Dunkle, Unfaßbare, die chthoniſchen Kräfte, die im Hintergründigen, im Unbewußten

weben. Was vorhin Landſchaft, Boden genannt wurde, erweitert ſich hier zur Erde, und «Erde» bedeutet nichts anderes als im Goetheſchen Sinne «Natur». Und wenn es hieß, daß es eine Bruderſchaft gebe zwiſchen dem Boden und dem Menſchen, der ihm zugehöre, ſo müſſen wir dies jetzt erweitern zu der Erkenntnis, daß der Menſch überhaupt «aus Erde gemacht» iſt, der Erde zugehört mit dem dunklen, dem hintergründigen Teil ſeines Seins. «Die Menſchen ſind alle in ihr und ſie in allen», ſagt Goethe in dem Hymnus «Die Natur». Dies alles iſt mitgedacht, wenn Grieſe von der Erde ſpricht, der «geliebten Mutter alles Lebens», der Krieg und Verwüſtung nichts anhaben kann, denn «ſie verliert nichts von ihrer Kraft, niemals verlor ſie etwas davon». Immer bleibt ſie die große Mutter, wie der Roman «Der ewige Acker» ſie in einer großartigen dichteriſchen Viſion ſchaut, ſegenſpendend und furchtbar zugleich, von Fruchtbarkeit triefend und ſich am eigenen Blut berauſchend. Von den Anfängen ſeines Schaffens an bis zu der bisherigen Krönung ſeines Werkes in den «Weißköpfen», wo ihm Urmutter Beka, die zu Staub zerfällt, als ihre Söhne ſie begraben, zu einem ebenſo ſchlichten wie ſchönen Symbol der Erdmutter wird, hat der Dichter ſie verkündigt, vielmehr, ſich zum Sprecher, zum Vermittler ihrer Botſchaft gemacht. Er dürfte ſagen, was der Hymnus «Die Natur» als letztes ausſpricht: «Ich ſprach nicht von ihr. Nein, was wahr iſt und was falſch iſt, alles hat ſie geſprochen. Alles iſt ihre Schuld, alles iſt ihr Verdienſt».

3

Ein junger Menſch kehrt ſchwer gehörleidend aus dem Kriege heim. Daß er die Gabe mitbekommen hat, ſich ſchriftlich zu äußern über das, was er geſehen hat, iſt ihm nicht mehr unbekannt, doch hat er bisher noch nicht die Sammlung gefunden, ſich ernſtlich darauf zu beſinnen. In die Stille zurückgeworfen wie in einen Mutterſchoß gleichſam, in eine Einſamkeit, die wohl ſchmerzlich iſt, die aber macht, daß er das leiſe Raunen der inneren Quellen jetzt nicht mehr überhören kann, hält er wieder Einkehr da, woher er kam. Die Geſtalten ſeiner Kinderzeit beſuchen ihn, allen voran der Vater, der «ſchon vor manchen Jahren an einem Hochſommertag die Tür die-

ſes Lebens mit einem letzten kleinen, entſagenden Lächeln ſachte hinter ſich zuzog», und hinter ihm andere, nicht wenige. Denn Mecklenburg iſt, wie er in einer der kleinen Erzählungen, die er damals ſchreibt, ſagt, niemals nur das Land der großen Speckſeiten und dicken Würſte geweſen, ſondern auch das der einmaligen Menſchen. Von ihnen zu erzählen, ihr Bild für das neue Geſchlecht, das, wie es den Anſchein hat, ihnen entlaufen und andere, eigene Wege ſuchen will, feſtzuhalten, erſcheint ihm als das, was er jetzt tun muß. So malt er ihre Geſichter, ſchlichte, klare Bilder, eine kleine bäuerliche Porträtgalerie, wie ſie dann ſpäter geſammelt und geordnet wurde in den beiden Erzählungsbänden «Das Korn rauſcht» (1923) und «Der Ruf des Schickſals» (1934). Da ſind die drei alten Freunde, die man die Adebars nennt, weil es heißt, daß ſie an den Abenden, an denen ſie zuſammenkommen, auf einem Bein ſtehen wie die Störche und alle halbe Stunde einmal den Mund auftun und ja oder nein ſagen. Und wenn ſie ſich trennen, dann freuen ſie ſich, daß ſie wieder einen ſo gemütlichen Abend miteinander hatten, und beſchließen: «Wie willen bald wedder en beten vertellen…» Oder da iſt der Knecht Heinrich Harm, der drei Jahre braucht, um zu begreifen, wie gut er es bei Trina Lang haben kann, die einen ſo prächtigen Bengel von ihm hat. Anna, die Hofgängerin, ſchreit dem alten Tagelöhner, bei dem ſie wohnt, das Elend der Heimatloſen ins Geſicht, Hilda Blanck, die fröhliche junge Frau aus dem Rheinland, verſucht es ein paar Jahre lang, ihr Lachen und ihre Lieder feſtzuhalten in all der ſtummen Schwere ihrer Umgebung und endet dann doch auf der Landſtraße. Vor allem aber ſind da die Menſchen, die unter der Laſt eines Geheimniſſes gehen, die «von Gott mit einem unfreien Inwendigen geſchlagen wurden», und von denen die anderen, die nur dem hellen Tag leben und von dem «heimlichen Mitſpieler» nichts wiſſen, ſagen: «Er hat den Zwang». Es iſt mancher unter ihnen, dem wir in ſpäteren Büchern Grieſes wieder begegnen, wo wir dann nicht nur wie hier ſein Geſicht ſehen, ſondern durch die ſtummen, oft gequälten Züge hindurch das Antlitz eines Größeren, das ſich in ihnen ſpiegelt. Denn dieſe frühen Geſchichten, ſoviel Hintergründiges in ihnen verborgen iſt, ſind ja erſt ein Anfang. Sie ſind noch Fläche, ein wenig zu ruhig, noch nicht von den Stürmen aufgewühlt, die, weil ſie die Wolkendecke zerreißen, freie

Sicht ſchaffen. Grieſe weiß dies heute. Es iſt bezeichnend für ihn, daß ihm unter einem Landſchaftsbild erſcheint, wie es ihm damals ging, und warum dieſe erſten Erzählungen noch nicht das zum Ausdruck bringen konnten, was die ſpäteren taten. Noch ſtand die Aufgabe nicht klar vor ihm. «Ich hatte keinen Plan dabei», ſagt er in ſeiner Selbſtdarſtellung, «gleichſam keine Abſicht, taſtete mich wie in einem buſchbeſtandenen Lande vor und wußte nicht, wohin ich wollte. Was ich vor mir ſah, war nicht krumm, es war auch nicht verſteckt und hinterhältig, aber ich kam doch auch nicht recht heraus. Ich hatte keine ordentliche Sicht, alles in allem ſpürte ich wohl das ebene Land, ich überſah es jedoch nicht. Wenn ich meinte, auf eine Lichtung zu kommen, dann war wieder Gebüſch da, ein Moor, das umgangen werden mußte: meiſtens war alſo zuviel Vordergrund da, nur ſelten einmal konnte ich dahin gelangen, wohin ich eigentlich wollte. Trotzdem ſpürte ich, daß auch dies getan werden mußte, es gehörte zu dem Lande; aber vielleicht war ſpäter erſt die Zeit dazu, dieſen Dingen nachzugehen?»

Eine der Erzählungen jedoch, diejenige, die dem Bande «Das Korn rauſcht» den Titel gegeben hat, iſt in ihrer Art vollendet und gibt den Grundakkord für alles, was ſpäter geſchrieben wurde. Das Thema vom ſterbenden Bauern, der gelaſſen Haus, Hof und Familie hinter ſich läßt, weil das Sterben in den Lauf der Natur gehört wie das Geborenwerden, iſt ein Motiv, das die Bauernerzählung oft behandelt hat. Aber ſchon hier zeigt ſich der Unterſchied zwiſchen Grieſes Schaffen und dem der übrigen. Bei ihm ſpielt ſich alles auf einer anderen Ebene ab, ſelbſt da, wo ihm die tieferen Zuſammenhänge noch unbewußt ſind. Die Gelaſſenheit, mit der ſich der Bauer in das Sterben gefügt hat, bekommt einen Riß, als ihm einfällt, daß er von ſeinem liebſten Acker nicht Abſchied genommen hat. Noch als er im Sarge liegt, findet er keine Ruhe. Die Seele ſitzt als kleiner grauer Vogel am Kopfende des Sarges; ſie kann den Flug ins Körperloſe noch nicht antreten, denn der Mann, dem ſie gehörte, hat ſich noch nicht von dem letzten Stück Erde, das er in ſich trägt, getrennt. Da iſt es denn, als ob der Sohn, der nichts davon weiß, es doch ſpürte, was zu geſchehen hat. Er läßt den Wagen, der den Sarg führt, in das Roggenfeld hineinfahren, denn der Weg iſt ſchlecht, und ſchließlich gehört ja dem Alten der Roggen. Man

hält an dieſer Stelle der Erzählung unwillkürlich den Atem an und lauſcht mit dem Toten, in den für einen Atemzug die Seele wieder hineingeſchlüpft iſt, auf das Klopfen der Ähren an die Bretter, auf das Rauſchen des Korns, das den Sarg umfängt. Beim leiſen Klopfen der letzten Ähre geht ein leichtes Ziehen durch ſeinen Leib, und die Seele fliegt zu Gott. Hier haben wir, ganz ſchlicht und ſcheinbar nur vordergründig geſchildert, ſchon die beiden Züge, die uns immer wieder in Grieſes Werk begegnen: die Überzeugung von der Bruderſchaft zwiſchen dem Boden und dem Menſchen, der zu ihm gehört, und das Ahnen davon, daß auch der Menſch «aus Erde gemacht» iſt, Erde in ſich trägt. Als der junge Grieſe dieſe Erzählung ſchreibt, tut er es im Anſchluß an eine Vorſtellung des Volksglaubens von «beſonders hartlebigen Menſchen», deren Seele den Körper nicht ſofort verlaſſen könne, weil etwas da ſei, das ſie feſthalte. Später wird er wiſſen, was für eine tiefe Wahrheit in dieſem Volksglauben verſteckt iſt.

Aber was muß geſchehen, damit er das erkennt? Schweres muß geſchehen. Die erſten Erzählungen, ſie wurzeln trotz allem, was dazwiſchenliegt, in der Kindheitswelt, die als ein Ganzes, Ungebrochenes dahinter ſteht. Sie muß zerbrechen, wenn ſich offenbaren ſoll, was hinter ihr verborgen iſt, wenn ſich die Tiefe auftun ſoll, die unter ihr wirbelt und kreiſt. Zerbrach ſie nicht ſchon? Es war in jenem Jahr in Heidekaten an der Oſtſee, in dem der junge Menſch, eigentlich noch ein Knabe, ſich zum erſtenmal ganz auf ſich ſelbſt geſtellt fand. Des Lehrermangels wegen wurden die Seminariſten zwiſchen Vorbereitungsanſtalt und Seminar auf ein Jahr in den Schuldienſt hinausgeſchickt, was nicht für alle ganz einfach geweſen ſein mag. Aber nicht das Schulamt iſt es, was Grieſe Schwierigkeiten macht. Nein, es war «wieder das Land, das mich mit ſeinen neuen Offenbarungen überfiel». Wenn er an die Jahre im heimatlichen Dorf zurückdenkt, ſo weiß er, daß er trotz mancher ſchweren Erfahrung dort «immer ganz tief und uneingeſchränkt glücklich» geweſen iſt. Er hatte aufgenommen, geſammelt, eins zum anderen gelegt mit wachſender Freude. Jetzt kommt er in das Alter, in dem das auf einmal nicht mehr weitergeht. Er wird wach, beginnt zu denken, zu grübeln, zu verſuchen, ſich über die Dinge klar zu werden, und es iſt ihm, als müſſe ihm alles unter den Händen zerrinnen. Traum-

wandleriſche Zuſtände wechſeln mit Stunden der Verzweiflung, es iſt «eine dumpfe, hinterhältige, zu jedem Überfall bereite Einſamkeit», in der das Erlebnis der Landſchaft Qual wird. Wir kennen alle ſolche Entwicklungskriſen und wiſſen, daß der ſchöpferiſche Menſch ihnen beſonders ausgeſetzt iſt. Und wir wiſſen auch, daß es nicht mit einer Kriſe getan iſt, ſondern daß alles, was nicht gelöſt, nicht ausgeſchöpft wurde, ſich wiederholt. So wird auch Grieſe im nächſten Lebensalter neu vor die Entſcheidung geſtellt. Noch einmal, gründlicher noch als früher, wird ihm die Welt, aus der er kommt, zerſchlagen – in dem gleichen Augenblick, in dem ſie mehr oder minder für ſeine ganze Generation zuſammenſtürzt.

«Wir waren zu plötzlich in die vergangene Welt eingereiht worden und fanden nicht alle die Stelle wieder, an der wir nun neu zu beginnen hatten», ſagt Leutnant Marlow in dem Roman «Feuer» (1921), der ein Dokument dieſer Kriſis, dieſes Zuſammenbruchs iſt. Er iſt zunächſt der Roman des Heimkehrers, des Frontſoldaten, den das Erlebnis des Krieges ſo gründlich aus dem behüteten und behutſamen Daſein, aus der konventionell-bürgerlichen Enge ſeiner Vergangenheit herausgeworfen hat, daß er keinen anderen Ausweg ſieht, als einen Strich unter ſein bisheriges Leben zu ziehen. Er trennt ſich von einer Frau, gibt mit ſeinem Gottesglauben zugleich den Pfarrerberuf auf, den er vorher innehatte, und wird ein Bauer oder meint wenigſtens, einer zu ſein. In Wirklichkeit iſt er ein Jäger und ſetzt gleichſam den Krieg auf eigene Fauſt fort: «Wenn etwas käme, ich würde es abſchießen. Ein Wild, ein Tier, ein Menſch; es wäre mir gleich». Unter dieſer Problematik des Heimkehrers aber liegt eine andere verborgen: die des jungen Menſchen, der ſich aus der Welt des Überkommenen befreit hat und eine neue Bindung an Erde und Menſchen noch nicht findet. Als Grieſe in ſeiner Selbſtbiographie auf das Buch zu ſprechen kommt, erinnert er ſich an ein Erlebnis aus der früheſten Kindheit. Er ſah damals, allein zu Hauſe geblieben, während alle anderen auf dem Feld waren, einen merkwürdigen und unheimlichen Mann den Steig zwiſchen den Krautäckern, der zum Dorf führte, heraufkommen. Dieſer Mann taſtete die Fenſter der Häuſer ab, eins nach dem anderen, und warf dann jedesmal einen Stein durch die Scheiben, daß es klirrte. Als Menſchen kamen, lief er ſchreiend davon. So macht

es, meint er, der Leutnant Marlow; er taſtet die Fenſter der Menſchen ab, um zu ſehen, welcher Art das Lebendige dahinter ſein möchte, und dann entläuft er. Er ſucht wohl «das Lebendige», er ſucht die Erde, die er ſeine geliebte Mutter nennt, aber er tut es wie ein Blinder, zerſtörten Gemüts, in einem Krampf, der ſich nur durch eine Gewalttat löſt. Gewaltſam iſt ſeine Art, ſich der Erde zu bemächtigen; mit den Händen kratzt er im Winter den Schnee fort, um Erde, Gras und Kraut zu fühlen, wie einſt der junge Grieſe in Heidekaten, von der gleichen Not erfaßt, es traumwandleriſch tut. Wir begegnen dem gleichen Zug, etwas abgewandelt, noch zweimal in Grieſes Werk, in «Ur» und der «Prinzeſſin von Grabow»; jedesmal dann, wenn jemand die abgeriſſene Verbindung mit der Erde krampfhaft und zwangshaft ſucht. Auch wenn Marlow von dem Genuß erzählt, den ihm das Eſſen gewährt oder das Schlafen in der Scheune auf einem Bund Stroh, wenn er, als der Pfarrer ihm die Hand zum Gruß hinſtreckt, erſt in die ſchwarze Erde greift, ehe er ſie nimmt, dann iſt das alles Not und Trotz und Gewaltſamkeit. Die Freude, die er dabei zu empfinden glaubt, iſt nur der Triumph darüber, daß er anders iſt als die anderen, anders, als er ſelbſt früher war, zu der Zeit, in der auch ihn die alle bindende Konvention in ihre Feſſeln geſchlagen hatte.

«Feuer» iſt das Buch, das ein junger Dichter einmal ſchreiben muß wie Goethe den «Werther» und Hamſun den «Pan», Caroſſa den «Doktor Bürger» – man könnte die Reihe beliebig verlängern. Nicht alle müſſen es, aber doch wohl jeder, der ſich ſeine Welt neu und urſprunghaft aufbaut. Er kann dies nur, wenn er der alten, überkommenen geſtorben iſt, wenn er ſein Ebenbild den Tod durch eigene Hand hat finden laſſen, in einem letzten trotzigen Auflehnen gegen das Schickſal, gegen Gott. Es iſt kein Zufall und alles andere als der Beweis einer literariſchen Abhängigkeit, daß Grieſe gerade während der Arbeit an «Feuer» den «Pan» in die Hände bekam. Es hätte auch der «Werther» ſein können, bei dem er dann freilich manche Schale hätte ablöſen müſſen, um zu erkennen, daß es – unter anderen Zeit- und Lebensverhältniſſen – hier doch um dasſelbe geht, daß ſeine Geſchichte ebenſo die Werthers iſt wie die von Hamſuns Glahn. Werther und Glahn, ſie beide könnten auch von ſich ſagen, was Leutnant Marlow ſagt: «In mir iſt einer, der mich zu Tode jagt.

Er ſteht zuweilen außer mir und hetzt mich dann. Ich weiß, daß im Grunde ich es bin, der mich treibt.» Mit «freſſendem Feuer in ſich» meint er geboren zu ſein. Und wenn es bei allen dreien zuletzt die Leidenſchaft zu einem Mädchen iſt, an der ſie, wie ſie glauben, zugrunde gehen, ſo iſt damit ja nur das Zerſtörende, das ſie in ſich tragen, nach außen verlegt. Könnte Werther bei Lotte, Glahn bei Edvarda, Marlow bei Eliſabeth Marie das finden, was er ſucht? Nein, nicht Liebesgeſchichten ſind dieſe Bücher. Das Verhängnis ſchwebt von Anfang an über denen, die – es kann gar nicht anders als in Tagebuchform ſein – Stolz und Trotz ihres Ich über die Blätter jagen, wie Grieſe ſein Buch in drei Novemberwochen des Jahres 1919 hinjagte. Es iſt der Trieb zur Freiheit, der übermächtig wird und ſich ſelbſt zerſtört. Die Natur, die in dieſen Menſchen lebt, iſt nicht die geliebte Mutter, nach der ſie ſich ſehnen. Nur die zerſtörende, die tödliche Macht der Urmutter kann ſich in ihnen äußern, weil ſie in ſelbſtgewählter Einſamkeit ihr Ich zum Gott ihres Lebens machen.

Daß Leutnant Marlow die «Bücherſchreiber» ſchilt, nimmt uns nicht wunder. Und doch hat ſein Schöpfer, ſein zweites Ich, das ihn überleben durfte, weil er ihm den Tod abnahm, ſehr ſchnell wieder unter die Bücherſchreiber gehen müſſen, indem er dem erſten Roman einen zweiten folgen ließ. «Ur» (1922), nun nicht mehr in Tagebuchform geſchrieben, ſondern ſchon objektiviert, vom eigenen Erleben auf das große Geſetz, das ſich darin äußert, und damit auf die tieferen Zuſammenhänge zurückgeführt, nimmt das gleiche Thema des Menſchen, dem ſeine Welt zerbrochen iſt, zerbrechen mußte, wieder auf. «Jürgen Boye in ‚Ur' ſtand am Anfang aller Zeit», ſagt Grieſe in der Selbſtdarſtellung, «er war der erſte Menſch, und die Erde zeigte ſich ihm in ihrer erſten Geſtalt; aber auch er fand den Zuſammenhang mit ihr nicht, es war zuviel Geheimnis um ihn herum, zuviel Wind vor ſeinen Ohren, und das Beiſammenſein mit der Erde, das Alleinſein mit ihr, wurde ihm zur heulenden Einſamkeit.» Ja, Jürgen Boye iſt «der erſte Menſch». Wir hören, daß er Bildhauer geweſen iſt, vom Lande ſtammt, in die großen Städte ging, dann aber in die Einſamkeit des «ebenen Landes» und der großen Wälder kommt, um «die Mutter» zu ſuchen. Aber der das tut, iſt nicht ein beſtimmter Jürgen Boye, ſondern es iſt der aus dem

Paradieſe Vertriebene, dem ſeine Welt zerbrach, und der ruhelos wandern und ſuchen muß, um eine neue Heimat zu finden, vielmehr die alte wiederzufinden, die er verließ, die mütterliche Erde. Die «große Mutter» nennt er ſie, die in der weiten Steppe über das Land geht «im weiten, wallenden Mantel mit großer Gebärde». Aber iſt nicht ſelbſt dieſes Bild zu klein für das, was in ſeinem Herzen lebt als Sehnſucht nach etwas, das über Raum und Zeit hinaus in die tiefſten Urgründe reicht? So gibt er ihm den Namen «Ur» und malt ſich ſein Bild in einer viſionären Schau von apokalyptiſcher Größe:

«Unter den verknorrten, breitkronigen, ſchwarznadligen Kiefern drüben liegt Ur.

Breit und hochgewölbt iſt der Leib.

Rinder ſchlafen in ſeinen Achſelhöhlen.

Rieſige, uralte, weitgeflügelte Raben decken ſeine Augenlider.

Der letzte Wolf ruht bei ſeinen Fußſohlen.

Unter ſeinen Ohrmuſcheln niſten Buſſarde mit ihrer jungen Brut.

Hindinnen ſpielen in ſeinen Haupthaaren.

Um ſeine Schenkel ſprießen Äcker voll Korn.

Um ſeine Knie rauſchen hohe Wälder.

Aus ſeiner Hand wächſt der Zeitenbaum mit ſeinen zwölf gewaltigen Äſten.»

Wir erinnern uns, eine Symbolſprache ähnlicher Art um die gleiche Zeit bei anderen deutſchen Dichtern vernommen zu haben. War es nicht der Verſuch, im Zuſammenbruch des Vaterlandes, im Verſinken in Jammer und Kleinheit das Große zu retten, was hinter all dem Zuſammenbrechenden ſtand, das Symbol aufzurichten als etwas, das nicht vergehen konnte? Wir wiſſen freilich auch, was aus dieſer Symbolſprache wurde, wenn nicht mehr der Ernſt und der Glaube dem Schreibenden die Feder führten. Bei Grieſe durfte ſie bleiben, nur nahm das Symbol, je mehr er ſelbſt wieder den Boden unter die Füße bekam, gleichſam mehr Erdgehalt an. An Größe ſteht der Viſion des «Ur» die des Doppelantlitzes der Erde in dem Roman «Der ewige Acker» nicht nach, aber ſie iſt ſchlichter, der Vorſtellung zugänglicher geworden und wird es noch mehr in dem Roman «Die Weißköpfe». Eine ſolche Vereinigung von Größe und Schlichtheit kann aber nur auf einem langen Wege gefunden werden, ebenſo das Geheimnis der ſparſamen Verwendung des Sym-

bols. «Oh, wir haben das Symboliſche haufenweiſe», ſagt Jürgen Boye in der bitteren Selbſtironie, die er mit Leutnant Marlow in «Feuer» teilt. Später verſchwindet die Ironie von ſelbſt, und die Symboliſierung wird auf das Maß des Notwendigen zurückgeführt.

Wie aber ergeht es nun Jürgen Boye, dem Manne, der «Ur» ſucht? Auch er tut es noch krampfhaft. Er wühlt den Schnee auf, bis ſeine Hände bluten, er ſchlägt mit der Hacke auf die ſtarr gefrorene Ackerkrume, die ſich nicht löſen will. Als dann der Frühling kommt, ſchweigt die dunkle Frage für einige Zeit, iſt «wieder in ſich ſelbſt zurückgekrochen» und ſitzt «geballt, geduckt, ſprungbereit und bißgerecht» da drinnen. Draußen aber iſt Frühling, und Jürgen erlebt ihn in der Geſtalt der Ees, die man die Tolle, Liſtige, Kluge nennt, weil ſie Liebe ſpendet, wo ſie will und mag, ungebunden und fröhlich, mit Evasliſt und Schlangenklugheit. Auch Jürgen läßt ſich von ihr bezaubern. Bewußter aber als Leutnant Marlow weiß er, daß er im frühlingshaften Zauber nicht finden kann, was er ſucht. Und als er ſich im Walde eine Hütte baut und einen Augenblick wähnt, er könne ſich im Graben an Urs Herz herangraben, wird er bald belehrt, daß dies eine Täuſchung war. Nirgends wird er vor den dunklen Gewalten geborgen ſein, denn ſie ſind in ihm. Wie Marlow, ſo hat auch er einen in ſich, der ihn zu Tode jagt. «Gottes liebſte Kinder müſſen die krümmſten Wege gehen. Ihre ganze Qual wohnt in ihrem Inwendigen...» Mehrmals erſcheinen ihm Geſtalten, in denen dieſe Qual ſeines Inneren ſich verkörpert; endlich, als letzte, ſteht ihm Hal gegenüber. In ihr, der Wölfin, die ihr Leben lang gefangen war und ſchließlich, als ſie freigelaſſen wird, als das aufgeſtaute und gefeſſelte Triebleben jäh in ihr ausbricht, nur noch eine Mörderin, ein Unhold werden kann, hat Grieſe eine der ſtärkſten ſeiner Symbolgeſtalten geſchaffen. Was ihm in «Feuer» noch unbewußt vorſchwebte, iſt hier zur Klarheit gelangt. Wer in dem Stolz und Trotz ſeines Ich eingeſchloſſen iſt, wer, wie Grieſe ſagt, «kein Glied in der Kette des Geſchlechts, ſondern ein Alleingänger» iſt, dem kann Mutter Erde nicht das ſtrahlende, liebende, ſonnenverklärte Geſicht zeigen, ſondern was ſie ihm entgegenhält, iſt das Meduſenhaupt. Nicht die Fruchtbarkeit, ſondern die Zerſtörung iſt die Folge der Abſonderung, nicht Leben, ſondern Tod. «Schrecklich iſt

Hal. Aber ſchrecklich iſt ſie auch ſich.» Wir fühlen es: auch Jürgen Boye kann nicht davonkommen, ſo wenig, wie es Leutnant Marlow konnte. Dennoch führt das Buch einen Schritt weiter. Jürgen, der weiß, was Marlow noch verborgen war, tötet Hal, und als er nach der Erſchöpfung durch den Kampf beim Baden im Kolk ertrinkt, iſt er frei, gelöſt von der Verſtrickung, die ihn im Leben an ſein Ich band. Es iſt die Löſung, die die Romantik fand, und die immer wieder jungen Menſchen, denen der Gedanke an den Tod näher ſteht als der an das Leben, wird einfallen müſſen.

4

Den Übergang von «Ur» zu ſeinem nächſten Werk bezeichnet Grieſe ſelbſt als die Wende in ſeinem Schaffen. «Alte Glocken» heißt das Buch, das zwei Jahre nach «Ur», 1924, erſcheint. Berührt uns nicht ſchon der Titel ganz eigentümlich? Alte Glocken klingen; die Heimat, die wir verloren glaubten, tönt herüber zu uns; was wir einmal beſaßen, es gehört uns für immer. Ja, vom Wiederfinden der verlorenen Heimat handelt dieſes Buch. «Es mag wohl ſchon zweihundert Jahre oder länger her ſein», ſo beginnt es, «da ging eines Abends ein Mann, der zwei Kühe vor einem Wagen an einem Strick hinter ſich herzog, noch einen Berg hinan…» Was iſt das für eine Sprache? Es iſt Märchenſtil, ein ganz und gar anderer Stil als der von «Ur» oder von «Feuer», ein großflächiger Erzählſtil, wie ihn Grieſe von nun an beibehalten wird. Es hat ſich grundſätzlich etwas geändert, iſt etwas Neues eingetreten, oder vielmehr, es wird wieder da angeknüpft, wo der Faden abgeriſſen war. Hatte der Verfaſſer der beiden erſten Romane immer über ſeinen eigenen Schatten ſpringen müſſen, ob er nun wollte oder nicht, ſo darf er jetzt, nachdem er ſich nicht mehr ſelbſt im Wege ſteht, ſehen, was vor ihm liegt, hören, was ſeinem inneren Ohr zugeſprochen wird. «Es war gleichſam», ſo bezeichnet Grieſe ſelbſt das Neue, das an dieſem Punkt ſeiner Schaffensbahn in ſein Leben trat, «das völlige Vertrauen auf die Welt um mich herum, die bedingungsloſe Hingabe an die Landſchaft, der ich zugehörig war. Ich durfte mich und meine eigene Meinung von den Dingen ganz ausſchalten, konnte abwarten, was werden wollte, eines Tages würde mir ſchon etwas zugetragen werden».

So geſchieht es. Ein Glockenläuten aus der Ferne an einem nebligen Herbſtnachmittag, das leiſe über die Felder klingt, trägt ihm mit der Plötzlichkeit der dichteriſchen Eingebung, die für immer ein Wunder bleiben wird, die Idee zu dem Buche «Alte Glocken» zu. Aber wir ſollten eigentlich nicht von Idee ſprechen, wenigſtens nicht in dem abgeblaßten Sinne, in dem das Wort meiſt gebraucht wird. Denn was ihm da «zugetragen wird», iſt ja ein Bild, lebendig, leuchtend, in allen Einzelheiten geſchaut.

Es iſt die Sagenwelt ſeiner Heimat, die ihm in dieſem Augenblick oder doch von dieſem Augenblick an in ihrem Sinn und ihrer Bedeutung aufgeht. In dem ſchon genannten Aufſatz in der «Literatur» kommt Grieſe auch darauf zu ſprechen. Die alten Heimatſagen – natürlich hat er ſie immer gekannt, es waren Geſchichten, fabulierende Erzählungen, die im Volke weiterlebten und immer wieder, wenn ein Erzählbegabter ſich fand, den Kindern beigebracht wurden. Es handelte ſich da etwa um eine beſtimmte Reihe von Wald- oder Feldteichen, die der Volksmund «grundlos» nannte. Man darf ſie nicht ausmeſſen wollen, hieß es, obwohl das in früherer Zeit ſchon verſucht worden ſei. Einmal habe ein Mann eine Spule flächſernen Garnes hinabgelaſſen; als er ſie wieder heraufzog war eine blühende Ähre daran befeſtigt. Ein anderer habe es mit einem Pflugeiſen verſucht; beim Heraufholen kam hinter dem Eiſen ein ſo wilder Schrei aus dem Waſſer heraus, daß der Mann ſchleunigſt ſah, aus dem Bereich der Stimme zu kommen. «Was mir beim erſten Hören eine Geſchichte war, wie ſie allen Kindern von aufgeſchloſſenen Dorfleuten erzählt wird», fügt Grieſe hinzu, «iſt mir ſpäter etwas ganz anderes geworden. Aus der an der Garnſpule befeſtigten blühenden Ähre und dem Schrei hinter dem Pflugeiſen her ſprach der ſelbſt durch den Tod nicht zerſtörte Zuſammenhang zwiſchen denen, die hier früher einmal ihre Arbeit gehabt hatten, und dem Boden, der ihr Eigentum geweſen war». Verſchüttete Weisheit liegt in den alten Sagen; wer ihnen nachgeht, erfährt manches, was dem hellen Bewußtſein des Tages verborgen bleiben muß. So iſt es auch mit der Sage von den «alten Glocken», die ſich aus drei Elementen zuſammenſetzt, die für den bloßen Augenſchein Gegenſätze ſind: die Erinnerung an alte ſlawiſche Kultſtätten, an die chriſtlichen Heiligtümer, die an ihre Stelle geſetzt wurden, und ſchließlich

an die Glocken, die im Dreißigjährigen Kriege in einen See verſenkt wurden oder, wie die Sage es will, ſich ſelbſt verſenkten, um der Schändung durch «Schweden und Papiſten» zu entgehen. In der Glockenſage floſſen die drei Elemente zuſammen und machten aus der Glocke das Sinnbild des Geheimnisvollen, Undeutbaren, auf unergründliche Weiſe von Alterszeiten her Geheiligten überhaupt.

Da iſt es nun, als ſei dem Dichter der verlorene Schlüſſel wiedergegeben. Was ihm geſchenkt wurde mit der Sagenwelt der Heimat, das iſt ja das vorlorengegangene, ſchmerzlich geſuchte Reich «Urs», das iſt «Mutter Erde», das Reich der geheimnisvoll webenden und ſchaffenden Kräfte und des «heimlichen Mitſpielers». Was Leutnant Marlow nicht fand, was Jürgen Boye erſt im Augenblick des Todes ergriff, das findet Hans Tromp, der mit ſeinen Kühen ins Land der alten Glocken zieht, gerade weil er nicht ſucht, nicht rechnet, nicht überlegt, ſondern der Stimme ſeines Traumes folgt. Nur ein ſolcher Menſch, der Hans im Glück aus dem Märchen, kann die Glocke, wenn ſie ſich an einem Tag, den niemand weiß, aus dem See erhebt, wieder an ihren Ort führen, von dem ſie einſt flüchten mußte. Ihm fällt der Spruch, mit dem man ſie löſt, mühelos ein, während der Ehrgeizige, der das Schickſal nach ſeinem Willen zwingen will, das rechte Wort nicht findet. Der Roman iſt die Antwort auf die Frage, die in den beiden vorhergehenden geſtellt wurde. Hans Tromp, der Träumer, iſt der Gegenſpieler der beiden Gehetzten, Leutnant Marlow und Jürgen Boye, die hier, auf niedrigerer Ebene freilich, in Daniel Schwenn, dem vom Tode Gejagten, einen Verwandten finden. Überhaupt ſind die Fäden zu «Ur» nicht etwa abgeſchnitten, wenn auch die Märchenatmoſphäre Geſtalten und Vorgänge in ein anderes, weicheres Licht taucht. Ees, «die Tolle, Liſtige, Kluge», die Meiſterin der Liebe, hat ſich aus einem aus eigener Phantaſie geſchaffenen Sinnbild des Frühlings und ſeiner Kräfte in die Elbin Ebba verwandelt, eine Märchengeſtalt des Volksglaubens, ein liebliches Luftweſen, in dem der Zauber der Waldeinſamkeit, ſüß und betörend zugleich, eine ſehr reizvolle Verkörperung gefunden hat. Es wird gezaubert wie nur je in einem Märchen in dieſem Buch; damit freilich noch nach außen verlegt, was ſich ſpäter innen, in der Tiefenſchicht, abſpielen wird. Noch herrſcht das Symbol unbeſtritten. Auch die rotbäckige, tüchtige Gret,

die als Gegenbild und Ergänzung der elbiſchen Ebba auftritt, weil ja aus dem Träumer Hans Tromp ein Mann gemacht werden muß, der ſeinen Platz im Leben behauptet, gehört in dieſes Reich. Noch ſchwebt – wie bezeichnend! – dem glücklichen Träumer das Bild blühenden Lebens, mit dem dieſes Märchen von der verſunkenen Glocke endet, nur in einem Wachtraum vor, wenn wir es dem Dichter auch gern glauben, daß die Gret dafür ſorgen wird, daß er ſich in Wirklichkeit verwandelt. Einmal wird ein Kind zwiſchen ihnen ſitzen und luſtig mit dem Holzlöffel auf den Tiſch klopfen. Immer wieder werden Kinder da ſein und auf ſeinem Hof den Platz zwiſchen den Eltern haben, immer wieder wird ſich das Leben erneuen und das Alte im Neuen fortwachſen.

Es ſteht in dieſem Buch noch manches unvermittelt nebeneinander, was ſpäter eine Einheit ſein wird. Vordergründige und hintergründige Sicht wechſeln miteinander ab, während ſie nachher ineinander aufgehen und mit dem Vordergrund zugleich der Hintergrund aufleuchtet. Dennoch ſteckt gerade in dem Märchenroman eine Fülle von Neuem, Fruchtbarem, wenn auch zum Teil hinter einer krauſen Phantaſtik verborgen und mehr keimhaft vorhanden als zum Durchbruch gelangt. Wenn man ihn von dem aus betrachtet, was ſich ſpäter aus den Keimen entwickelt, ſieht man hier ſchon deutlich die beiden Linien abgezeichnet, die man immer wieder im Geſamtwerk Grieſes auffinden wird, die beiden Aufgaben, in denen er den Sinn ſeines Schaffens erkannt hat. Was in der Erzählung «Das Korn rauſcht» unbewußt vorweggenommen wurde, bekommt jetzt ſeine Bedeutung. Hans Tromp iſt kein Alleingänger mehr, wie es Marlow und Jürgen Boye waren, die ihren Platz auf der Erde nicht finden, ſich nicht in ihr verwurzeln konnten. Er hat die Vorausſetzungen dazu, daß eine Bruderſchaft zwiſchen dem Boden und dem Menſchen, der ihn bearbeitet, geſtiftet wird, eine Bruderſchaft, die ſich nicht nur auf ihn ſelbſt bezieht, ſondern auch auf die kommenden Geſchlechter. Dieſer Gedanke der urſprunghaften Einbezogenheit des Menſchen in die Landſchaft, der er zugehört, die er als Blutserbe in ſich trägt und ſeinen Kindern weitervermitteln wird, erhält in der Folgezeit bei Grieſe gleichſam einen realen Unterbau. Die Landſchaft als Heimat, als ein beſtimmter Boden von beſtimmtem Charakter, Mecklenburg alſo, das «ebene Land» mit ſeinem

Friedrich Grieſe mit ſeiner Gattin

eigenen, unverwechſelbaren Geſicht, dem Menſchenſchlag, der es bewohnt, der Art ſeiner Siedlung: dieſe beſtimmte Landſchaft kann nicht verſtanden, nicht in ihrem Weſen erfaßt werden, ohne daß man mit ihr zugleich ihre Geſchichte ſieht. Die geographiſchen Bedingungen eines Landes ſetzen ſich fort in ſeinen hiſtoriſchen und ſozialen, ja, all das iſt im Grunde ein einziges und muß mitgedacht werden, wenn man den Begriff des Landes ausſpricht. Die Keime einer ſo vertieften Landſchaftsbetrachtung finden wir ſchon in den «Alten Glocken». Als Hans Tromp den väterlichen Hof verläßt und mit ſeinen beiden Kühen loszieht, um ſich weſtwärts eine neue Heimat zu ſuchen, ſo geſchieht das wie im Traum, weil er, ohne es zu wiſſen, dazu vorbeſtimmt iſt, die Glocke zu löſen. Aber als der Pfarrer des Dorfes, in dem ſich die Ereigniſſe abſpielen, ihn fragt, warum er ſich hier niedergelaſſen hat, weiß er ganz gut einen Grund zu nennen: er war der zweite Sohn, und der älteſte erbte den Hof. Wer nicht als Knecht bei ſeinem Bruder bleiben will, muß abwandern, ſich anderswo verdingen oder, wie Hans Tromp es tat, neu ſiedeln, irgendwo im Lande ganz von vorn anfangen. Es werden alſo hier die ſozialen Verhältniſſe des alten Mecklenburg berührt, die von da an bei Grieſe eine ſo bedeutſame Rolle ſpielen ſollen. Ja, die Glockenſage ſelbſt hängt aufs engſte mit den ſozialen Verhältniſſen zuſammen. Der «richtige» Spruch, mit dem man die Glocke löſen kann, unterſcheidet ſich von dem falſchen gerade dadurch, daß in ihm – wie Grieſe im Vorwort im Anſchluß an Woſſidlo, den niederdeutſchen Sagenforſcher, ſagt – die Sehnſucht des Volkes nach ſozialer Gerechtigkeit ihren Ausdruck findet. «Alle zugleich – für arm und reich» heißt er, im Gegenſatz zu dem «falſchen» Spruch, der die Glocke nur den «Reichen und Guten» zuſpricht.

Von hier aus iſt dann Grieſe zu der tieferen Einſicht in die Geſchichte ſeiner Heimat gelangt, die der Aufgabe, die wir als ſeine erſte bezeichneten, einen feſteren Umriß gab. «Alle dieſe Dinge ſind ſehr wichtig», leſen wir in ſeiner Selbſtdarſtellung, nachdem er die Geſchichte des Dorfes Lehſten erzählt hat, «weil ſie das innere Geſicht und damit die äußere Haltung der Dorfbewohner bilden halfen und auf dieſe Weiſe zum urſprünglichen und gültigen Begriff ‚Landſchaft' gehören, der die Einheit von Menſch und Boden umſchließt». Es kann nicht weggedacht werden, daß überall in Mecklenburg alte

Bauerngeschlechter begraben liegen, Gewalttat viele Dörfer zerstörte und neue Ansiedlungen auf den Trümmern alter aufgebaut wurden. Es ist eine Realität, die unverwischbar auf dem Antlitz der Landschaft haftet. Es ist ebenso eine Realität, daß einst slawisches und deutsches Blut einander hier bekämpften, daß das deutsche den Sieg davontrug, aber hier und da wohl eine Mischung entstand, die gefährlich werden konnte. Und es ist eine Realität von ganz großer Bedeutung, daß die freien Bauern zu Leibeigenen gemacht wurden und damit durch äußeren Zwang an die Scholle gebunden, ihr aber zugleich entfremdet durch die Fronarbeit, die sie an ihr leisten mußten. Sehr ernst weist Griese immer wieder darauf hin, daß diese Tatsache, die entwürdigende Abhängigkeit der Nachkommen alter freier Bauerngeschlechter von adligen Oberherren, die sie völlig entrechteten, unheilvolle Folgen für die innere Haltung des mecklenburgischen Volkes gehabt und viele gute deutsche Eigenschaften in ihr Gegenteil verkehrt hat. Andererseits wieder macht die Geschichte, macht oft die Chronik eines einzigen Dorfes offenbar, daß es zu allen Zeiten Menschen gab, die den echten Kern bewahrten, und daß es nur einer befreienden Tat bedarf, um das Gute und Reine wieder zu wecken. Diese Überzeugung Grieses verleiht auch den ernstesten seiner Werke eine positive Grundhaltung. «Damit nicht alles in dem Schlamm des Grauens und des Bösen versinkt, stellt Gott Träger an den Weg, die die Fackel der Reinheit weitergeben», heißt es in dem Drama «Der heimliche König» (1939), das ein erschütterndes Bild nicht nur des äußeren, sondern gerade auch des inneren Verfalls einer solchen Notzeit zeichnet. Der Weg zu dieser Einsicht aber wird frei, als die «alten Glocken» den Dichter heimrufen.

Und wie steht es mit der zweiten Aufgabe? Wir könnten sie mit demselben Recht die erste nennen, ja, in «Feuer» und «Ur» schien sie die eigentliche zu sein, die einzige, auf deren Lösung es ankam. In dem Buch von den «Alten Glocken» war sie von Anfang an gegeben. Die Glocke ist das Sinnbild «aller unterweltlichen, geheimnisvollen, unausdeutbaren Dinge», wie der Pfarrer es seiner Gemeinde erklärt, und sie trägt auch das Doppelgesicht «Urs», der «großen Mutter», der Erde, oder was für Namen wir ihr geben können. Sie verkörpert «das heilige Götterland» und ist doch auch «hart und grau-

ſam und blutgierig und ſeelenmordend». Nicht genug aber mit dieſem Symbol: Grieſe hat ihm noch ein zweites an die Seite geſtellt. Zum erſtenmal taucht hier eine Geſtalt auf, der wir von nun an oft in ſeinen Büchern begegnen werden, Alt-Lena, die erſte der weiſen Dorfalten, deren Reihe ſich fortpflanzt bis zu der alten Luttrud in dem Roman «Die Weißköpfe». Alt-Lena geht in die Kirche und gibt Gott, was Gottes iſt. «Aber daneben betete ſie an einſamen Abenden, in langen Nächten auch manchen guten Spruch, der auf geradem Wege aus der Seele und dem Munde der Ältermutter kam, und den ſie gewiß dem Pfarrer nicht hätte ſagen dürfen». Die Ältermutter aber – wer iſt es anderes als «Mutter Erde», auch hier mit dem doppelten Geſicht, hilfreich und grauſam? Alt-Lena weiß ſich mit ihr verbunden. Kommt jemand aus dem Dorf und bittet ſie um einen Rat, dann heißt ſie ihn ſchweigen und beginnt zu ſinnen. «Ihr Geiſt kreiſt um alte Steine der Vorzeit, wie der Kauz um altes Gemäuer kreiſt. Sie geht in uraltes Walddunkel zurück und ſteht am Hügel im Opferrauch...» Wenn es ihr ſo gelungen iſt, ſich zur Ältermutter zurückzutaſten, ſagt ſie aus deren Geiſt den Spruch, der dem Bittenden helfen kann, wenn er ſeine Angſt überwindet und ſein Glaube ſtark genug iſt. Alt-Lena ſelbſt iſt nicht die Ältermutter, nein, ſie iſt ſogar die Letzte ihres Geſchlechts, ſelbſt ſchon entartet, weich geworden: ihre Kunſt beſteht in Sprüchen, nicht in der Fruchtbarkeit. Aber als ſie ſtirbt, holt die Ältermutter ſie zu ſich, mit grollender Stimme zwar, aber doch mit der Stimme einer Mutter – in einer Szene von dramatiſcher Kraft, wie wir ſie jetzt oft an den Höhepunkten von Grieſes Büchern finden werden. Auch die zweite Aufgabe hat auf dieſe Weiſe eine neuen Umriß bekommen. Drohte ſie in «Ur» zu verſchweben, ſo nimmt ſie hier feſte Geſtalt an, eine Geſtalt, die ſie in ihrer unlöslichen Verknüpfung mit der erſten zeigt. Man braucht nicht aus dem Umkreis des bäuerlichen Lebens hinauszugehen, um den Sinn zu finden, der alles zuſammenhält. Ein Dorf und ſeine Bewohner, die Erde unter ihren Füßen – und man ſchaut hinein in das Uhrwerk des Lebens. «Alles das kommt wohl aus dem Dorf heraus», heißt es ſpäter in dem Roman «Das letzte Geſicht», «aber es ſteigt zugleich aus der Tiefe der Erde».

Wenn wir verſuchen wollen, den Beſitz zu umſchreiten, den uns Grieſe mit den Werken ſeiner reifen Dichtung gegeben hat, dann wird uns die zeitliche Folge ihrer Entſtehung nicht mehr ſoviel zu ſagen haben wie bei den Büchern, die ſeine erſte Entwicklung als Menſch und Dichter begleiteten. Es liegt in der Natur ſeines Schaffens, daß ſeine Bücher ihre eigene Reifezeit haben, die einen eine lange, die anderen eine erſtaunlich kurze Friſt, denn wir hörten ja ſchon, daß er abwartet, was ihm «zugetragen» wird. Für dieſe Geſchenke gibt es keine Richtſchnur, keine äußere Begründung. So iſt manchmal der Stoff für ein Buch ſchon jahrelang vorhanden, daß aber die Teile zum Kriſtall zuſammenſchießen, geſchieht zu einer ganz anderen, unberechenbaren Zeit. «Ich kann wochenlang viele Zettel beſchreiben», erzählt Grieſe, «die unter ſich noch keinen Zuſammenhang haben, es iſt kein Plan vorhanden, wenigſtens ſehe ich keinen, trotzdem ſchreibe ich weiter, und zuweilen iſt auf dieſe Weiſe ein Hügel von kleinen Zetteln zuſammengekommen, die alle ſehr wichtig ſind und deren keiner ſpäter weggetan zu werden braucht. So geht es eine lange Zeit, bis eines Tages das eine Erlebnis eintritt, das alles aneinanderfügt; und dann erkenne ich auch, wie richtig geordnet nun alles vorliegt. Ich muß dann nicht mehr überlegen, das Buch iſt von Anfang bis zu Ende vorhanden, es muß nur noch niedergeſchrieben werden. Das geſchieht meiſtens in wenigen Wochen.» Die Beiſpiele, die er anführt, um uns einen Begriff dieſes ſchöpferiſchen Erlebniſſes zu geben, zeigen, daß es ſich nicht, wie man vielleicht annehmen könnte, um beſtimmte innere Anläſſe, Freude oder Trauer, überhaupt Gefühlsreaktionen handelt, ſondern daß im richtigen Augenblick ein Bild, ein reines Augenerlebnis auftritt, durch das Erfahrungen und Erkenntniſſe, die weit zurückliegen können, geweckt werden.

Wird ſchon dadurch der Begriff der Zeit als einer einfachen chronologiſchen Folge illuſoriſch gemacht – und das gilt ja nicht nur für Grieſe, ſondern auch für andere Dichter –, ſo kommt bei ihm noch hinzu, daß, wie wir zu zeigen verſuchten, die Problemſtellung oder, von ihm, als Schaffenden her geſehen, der Auftrag jetzt klar und feſt umriſſen vor ihm ſteht. Das ſchöpferiſche Erlebnis gibt

ihm gleichſam nur an, wo er den Spaten anzuſetzen hat. Daß er da gelegentlich an ein Stück Land gerät, das er früher ſchon beackerte, kann uns nicht wundern. Aber man ſieht auch zugleich, was es mit dem Geſetz des Fruchtwechſels auf ſich hat: neu beſtellt, gibt der Boden Neues her, und das eine iſt nicht von minderer Qualität als das andere, nur eben eine andere Frucht auf dem gleichen Acker. Solcher Überſchneidungen finden wir viele in Grieſes Werk. Kurz, es will mir ſcheinen, daß man es als ein Ganzes betrachten muß und nicht als eine lineare Folge. Will man es im Bilde ausdrücken, ſo mag man auch hier an das «ebene Land» denken, von dem Grieſe ſagt, daß in ihm «das hügelig Aufgewölbte hineingelegt ſei in das Flächige, weithin ebenmäßig Gedehnte». Und wenn wir es in jenen beiden Linien durchwandern, die wir als die beiden Aufgaben oder doch als die zwei Seiten ſeines ihm gegebenen Auftrags erkannten, ſo müſſen wir uns dabei bewußt bleiben, daß es nur zwei Wanderwege in einem Lande ſind. Die Sicht, die wir von ihnen haben, umfaßt nur einen gewiſſen Umkreis. Doch auch dieſer Umkreis bietet dem Betrachter ſchon ſo viel, daß er kaum weiß, wo anfangen und wo aufhören, wenn er von dem erzählen ſoll, was er geſehen hat.

Der Blick in die Geſchichte war es, der Grieſe die bewußte Überzeugung von der Einbezogenheit des Menſchen in die Landſchaft ſeiner Heimat gab. Was zeigt dieſer Blick? Soweit alte Urkunden vorliegen, zunächſt im ganzen genommen ein Bild des Aufſtiegs, der Überlegenheit der deutſchen, von Heinrich dem Löwen ins Land gerufenen Siedler aus der Mark, aus Weſtfalen und Franken über die ſlawiſche Bevölkerung, die ſeit der Völkerwanderungszeit hier anſäſſig war. Furchtbar aber hauſte der Dreißigjährige Krieg in dem Lande. Es war ſchon die Rede davon, daß Grieſes Heimatdorf im Jahre des Friedensſchluſſes nur noch drei Bewohner zählte; andere Gegenden waren völlig verwüſtet. Auch die Franzoſenzeit ſpielte dem mecklenburgiſchen Lande übel mit. Wenn Grieſe auf dieſe Dinge zu ſprechen kommt, dann tut er es nicht um des Stoffes, um der Tatſache willen. Sondern es geht ihm ſogleich um die Frage: wie hat ſich der bäuerliche Menſch Mecklenburgs hier verhalten? Was ſetzte er der Zerſtörung entgegen? Er weiß von ſeinem eigenen Vorfahren Joachim Grieſe, daß ſie Kraft hatten, dieſe alten Bauern. Er ſelbſt fühlt die Verbundenheit mit ſeinem Vater und durch dieſen

wieder mit der ganzen Reihe der Ahnen. So kann die Antwort nur lauten: wenn der Bauer ſich der Zerſtörung entgegenſtellt, wenn er durch den Einbruch des Ungeheuren in den ſonſt ſo feſt geſchloſſenen Ring ſeiner Tage und ſeiner Arbeit zur ungeheuren Tat aufgerufen wird, dann iſt er es nicht allein, der ſie tut, ſondern es iſt ſein ganzes Geſchlecht. Es iſt die Kraft der Väter, die in ihm aufwacht. Und wiederum begeht er die Tat nicht für ſich, ſondern für das ganze Geſchlecht; er handelt im Namen aller und für alle. Was iſt es denn, das er verteidigt? Nicht ein Gut, das ihm perſönlich gehört, ſondern der Hof, das ihm anvertraute Erbe, ja, über den eigenen Beſitz hinaus, der Boden und das, was er trägt, das Korn. In der Erzählung «Die letzte Garbe» (1927) hat Grieſe dieſen Sachverhalt mit einer Wucht dargeſtellt, die vor keiner Härte zurückſchreckt. Im Jahre 1806 überfallen franzöſiſche Marodeure einen einſamen Hof in der Heide, der nur von einem alten Bauern, ſeiner Tochter und einem Knecht bewohnt wird. Der Knecht verſucht auf alle Weiſe, das Eigentum ſeines Herrn zu retten und die franzöſiſchen Reiter von der Tochter zurückzuhalten, aber als die Franzoſen im nächſten Dorf Kirche und Pfarrhaus geplündert und den Abendmahlswein erbeutet haben, ſind ſie nicht mehr zu bändigen. Der Knecht wird erſchlagen, die Tochter geſchändet, die Garben werden angezündet. Der alte Bauer, ein ſchwerer, langſamer, wortkarger Menſch, iſt die ganze Zeit wie verſteint. Er kann es nicht faſſen, was da geſchieht, iſt unfähig, ſich gegen das Unheil zu wehren. Wie in einem Traum führt ihn ſein Weg auf den Friedhof des Dorfes, zum Grabe ſeines Vaters; wie im Traum kehrt er zurück zu ſeinem Hof, wo während ſeiner Abweſenheit das Letzte, Furchtbarſte ſich abgeſpielt hat. Plötzlich geht es wie ein Riß durch den Nebel, der ihn umfing. Alle Bauern ſeines Geſchlechtes ſind um ihn, alle, die einmal auf ſeinem Hof geſeſſen haben. Vater und Vorvater ſchreiten neben ihm, und ihre Stimmen umrauſchen ihn wie Sturmwind im Walde. Da wacht der heilige Zorn in ihm auf, die Kraft der Väter ſtrömt in ihm zuſammen: er erſchlägt die Trunkenen, legt ſelbſt Feuer an die letzte Garbe und bewacht mit flackernden Augen den Brand des Hofes, damit nichts verſchont bleibe und die Zerſtörung vollkommen ſei.

Dies iſt freilich der ſeltenere Fall, daß der Bauer ſelbſt die Zer-

ſtörung vollenden muß, weil nichts mehr zu retten iſt. Seinem Weſen nach iſt er ja der, der baut, Zerſtörtes wieder aufbaut, dem Beharrenden, dem Gleichmaß zugeordnet. Es iſt ein beſonders tiefer und bedeutſamer Zug in der Erzählung, daß die Väter den alten Bauern nicht auffordern, die Feinde zu erſchlagen, ſondern ihm zurufen: «Hacke das Unkraut aus!» Ein Beil, das er in der Hand hat, wirft er weg und ergreift die Krauthacke. Wenn er als Rächer des Unrechts, das man ſeinem Hof, ſeinem Geſchlecht und der heiligen Brotfrucht angetan hat, auftritt, dann iſt es ein Feld, auf dem Dornen und Diſteln wuchern, das er reinigt. Er wird gleichſam wieder zum Ur-Bauern, deſſen erſtes Geſchäft darin beſteht, daß er rodet, Geſtrüpp und Unkraut aus dem Boden herausſchlägt. Dies iſt ein Gedankengang, der ſich durch das ganze Werk Grieſes zieht und zuletzt in den «Weißköpfen» noch einmal beſonders deutlich gemacht wird. Das naheliegendere Beiſpiel für die Art, wie der Bauer den zerſtörenden Mächten begegnet, iſt natürlich das des Mannes, der ihnen die Kraft des Beharrens, des Wiederaufbauens entgegenſetzt. Davon erzählt eine andere Geſchichte des gleichen Bandes, die den Titel «Die Pflüger» trägt. Sie ſpielt im Jahre 1648. Es iſt Friede im Land, aber wer weiß noch, was das iſt? Wer will es glauben? Es gibt da einen Menſchen, der in einer ganz verlaſſenen Gegend, deren Höfe verbrannt, deren Felder verwüſtet ſind, im Walde in einer Höhle hauſt. Er hört die Wölfe heulen, die Füchſe bellen und iſt ganz allein, lange, lange ſchon; wenn er einen Menſchen ſah, war es ein Feind, aber ſelbſt das iſt lange her. Er lebt wie im Dämmern, ohne Erinnerung, ohne bewußtes Denken. «Aber eines iſt da, bleibt, iſt ſtärker als alles, und man kann es nicht vergeſſen: das Abendlied reifender Ähren, die Morgenſprache wellenden Kornes. Damit dies um einen iſt, auch wenn nichts anderes mehr iſt, hat man etwas davon in den Wald gerettet: Ein kleiner Haufe gelber Körner liegt in der Ecke der Erdhöhle, die man ſich in dichtem Gebüſch auswarf. In mancher Nacht legt man den Kopf auf den mannshauptgroßen Haufen und ſchläft ſo ein. Leiſe ſingt es darin von allen alten vergeſſenen und faſt vergeſſenen Dingen: Vater – Acker– Erde – Erde!»

Jahr um Jahr ſeines Dämmerdaſeins hat der Menſch etwas getan, von dem er nicht weiß, warum er es tat. Er hat ein Stückchen

Acker, zerwühlten, zertrampelten Acker, mit einem Ast gelockert und in ängstlicher Heimlichkeit ein paar Körner hineingestreut, auch ein wenig Flachs. Es hatte keinen Sinn für ihn, er säte, um zu säen, aus keinem anderen Grunde. Er schrie vor Trauer und Haß, wenn er die spärlichen Ähren von den Hufen der Pferde vorüberziehender Reiter zertreten fand, aber er ließ darum nicht von seinem Beginnen ab. Eines Tages nun begegnet ihm etwas noch nie Dagewesenes. Ein alter Mann – es ist der verhutzelte Pfarrer eines Dorfes, das hier früher einmal lag – wandert müde und mühsam die Gegend ab und läutet mit einem Glöckchen: «Friede!» Der Mensch im Walde versteht es nicht, sein Geist schläft noch. Aber die leisen Glockentöne lassen ein Bild vor seinen Augen aufgleiten, dann noch eins, eine ganze Folge. Ein Hof – Tiere – ein Ding, das von Tieren übers Feld gezogen wird und schwarze Erde hochwirft – ein alter Mann, der gebückt übers Feld schreitet: noch sind es nur Bilder, aber es ist doch ein Anfang. Und als er sich an diesem Abend in der Höhle niederstreckt, geht ein Flüstern durch den kleinen Haufen gelber Körner unter seinem Haupt, und das Korn spricht in seinen Traum hinein: «Ich bin nicht nur deinetwegen da. Du, der Mensch, wurdest auch gesetzt unsertwegen. Damit du sein kannst, sind wir. Daß wir nicht ersterben, bist du erschaffen. Mensch und Tier verging in der Not und dem hundertfachen Tode der Zeit. Du bliebst als Träger des kommenden Lebens, bliebst, damit wir wieder Ernten geben können…» Es ist ihm, als riefe ihn jemand bei seinem Namen. Eine hohe, gebückte Gestalt führt ihn fort aus seinem Walde in eine Gegend, in die er nicht mehr vordrang, seit er in der Höhle haust. Von Zeit zu Zeit klopft die Gestalt gegen den Boden, und dann kommt eine raunende Antwort, ein Rascheln oder das dumpfe Wiehern eines Pferdes. Noch immer aber begreift der Mensch nicht, was da in flutender Erinnerung und wahrsagendem Traumbild auf ihn zukommt. Erst als ein Weib in seiner Höhle Schutz sucht, kommt es wie ein jähes Erwachen über ihn: nun weiß, nun versteht er auf einmal alles, was vorging, und sieht seinen Weg. Der alte, gebückte Mann, es war der Vater, der ihn rief, die fremde, doch seltsam vertraute Gegend die Stätte, wo der väterliche Hof stand.

Auch hier ist, wie in der anderen Erzählung und überhaupt in den Büchern Grieses, die wir als reife Kunst ansprechen dürfen, jeder

Zug wichtig, notwendig und mit urſprünglicher Sicherheit da. Erſt das Weib kann den Mann, deſſen Geiſt ſchläft, der von ſeiner natürlichen Lebensquelle abgeſchnitten iſt und den Zuſammenhang mit den Vätern vergeſſen hat, wieder zum Bewußtſein zurückrufen. Sie ſelbſt weiß nichts davon, ſie iſt nur Werkzeug, aber er «erkennt» ſie, wie die Bibel ſagt, und erkennt dabei ſich. Was unbewußt in ihm lebte, als er die Körner ſäte, nur um zu ſäen, das wird jetzt hell: er iſt ein Glied in der Kette, iſt berufen, fortzuſetzen, neu zu pflanzen, fortzupflanzen, was ihm überantwortet wurde. Grieſe ſpricht dieſe Dinge nicht aus. Die ganze Erzählung iſt vielmehr eine rauſchende Bilderfolge, in der ſich in immer anſchwellenden Klängen immer eindringlicher offenbart, um was es geht. Sie kann nicht größer enden als mit dem machtvollen Finale des letzten Wachtraums des Menſchen im Walde:

«Und dann ſah er dies: Die Ebene, die vom Walde aus nach Süden hin langſam anſtieg, blieb nicht leeres und wüſtes Land. An vielen Stellen, hier und dort und da und in der Ferne, überall hob und öffnete ſich der Boden. Zuerſt war noch undeutlich, was da wurde. Dann aber ſah er weit hinten in der Ebene und doch hell wie am Tage die Geſtalt, die ihn in der letzten Nacht ſo ſeltſam geführt hatte. Sie beugte ſich zur Erde, klopfte, ſtand auf und ſchritt dann weiter. Und wo ſie gepocht hatte, wurde der Boden lebendig.

Pferde liefen über das Feld, fanden ſich zueinander, ordneten ſich zu zweien. Männer gingen mit langen, ruhigen Schritten zwiſchen den Tieren umher, ſahen ſie aufmerkſam an und blieben dann bei dem oder dieſem Paare ſtehen, das auf ihren Ruf hin angehalten hatte. Sie klopften die Hälſe der hell aufwiehernden Tiere, ordneten Sielen und Stränge und leiteten ſie zu den Pflügen, die verſtreut in hohem Gras und Kraut ſtanden.

Der Menſch wußte in jäher Erleuchtung: Dies waren die toten Bauern der wilden dreißig Jahre. Das waren die Pferde, ihre treuen Freunde und Helfer, die von den Reitern getötet oder in den brennenden Höfen umgekommen waren. Und dort waren die Pflüge, die ſie im Herbſt oder Frühling über das Feld geführt hatten, den Acker für die neue Ernte zu bereiten.

Nun hörte der Menſch wieder die ſingende Rede der gelben Körner. Nun wußte er, wo das Zuhauſe ſeiner Kindheit geweſen war.

Er kannte die Väter, die ihm ſeinen Dienſt zeigten und ihm mit ihrem Segen bei ſeiner Arbeit behilflich ſein wollten. Und nun erkannte er auch die hohe, gebückt dahinſchreitende Geſtalt.

‚Vater!‘ ſchrie er in wilder Freude auf und lief querüber. Das Weib blieb an ſeiner Seite, faßte ſeine Hand und hielt Schritt mit ihm. Er lief und lief eine Stunde oder zwei und wurde nicht müde vom Laufen.

Dann war er dort, wo ihm das Land in der letzten Nacht ſo ſeltſam vertraut geſchienen hatte. Er wußte: Dies war der Grund der Väter. Da drüben, wo der mit Dornen und hohem Brahm bewachſene Hügel ſich erhob, hatte der Hof geſtanden; dies hier war Feld geweſen, Acker und Weide.

Als er nun ſo ſtand und die Stätte erkannte, die ihn und ſeinen Dienſt forderte, da ſah er, wie die Bauern mit Pferden und Gerät anrückten. Sie ordneten ſich zu langer Reihe und zogen, einer hinter dem andern, über das Feld. Die Tiere wieherten und ſchnoben. Weiß flog der Dampf aus den Nüſtern. Der Zuruf der Führer klang. Das Erdreich knirſchte, wenn der Pflug, zuweilen von einer Seite zur anderen fliegend, es aufriß.

So ging der Zug der toten Bauern über das Feld die lange Herbſtnacht hindurch. Sie zogen von dem Menſchen und ſeinem Weibe fort und verſchwanden hinter den Hügeln in der Ferne gegen Süden. Sie kehrten wieder zurück und kamen mit ihren Tieren auf ihn zu; an ihrer Spitze mit Pferd und Pflug der Vater, der dem zweifelnden Sohne, dem Letzten der alten Höfe und dem Gründer der neuen Geſchlechter, den Acker bereiten wollte.

Hin und wieder zurück zogen ſie, legten lange, gerade, ſchwarzglänzende Furchen über das Feld; ſie wurden größer und groß und faſt fremd wie die märhaften Geſtalten alter Vorzeit, wenn ſie gegen den hellen Himmel hinter den Hügeln verſchwanden; ſie wurden dem Menſchen bekannt, wenn ſie vor ihm angelangt waren und Pferd und Pflug wandten, neue Furchen in das Feld zu legen: Sie, die Pflüger.

In dieſer Nacht wohnten der Menſch und ſein Weib zum letztenmal in der Erdhöhle im Walde.» –

«Ein Geſchlecht vergeht, das andere kommt, die Erde aber bleibt ewiglich.» So ſteht es zu leſen im Vorſpruch des Romans «Das letzte Geſicht». Wenn Grieſe Geſchichte erzählt, dann ſpielen die Tatſachen eine untergeordnete Rolle, wichtig iſt allein, was für Mächte hinter ihnen ſtehen. Und da dieſe Mächte immer die gleichen ſind und bleiben, mögen auch die Geſchlechter der Menſchen kommen und gehen, ſo haben ſeine geſchichtlichen Bücher etwas Zeitloſes. Was der alte Bauer in der Erzählung «Die letzte Garbe» tat, hätte nicht zur Franzoſenzeit zu geſchehen brauchen, es könnte ſich ebenſo im Dreißigjährigen Kriege zugetragen haben. Und wenn in der Erzählung «Die Pflüger» ein Menſch aus der Kraft der Vorfahren ſeine Aufgabe begriff, das Zerſtörte wieder aufzubauen, aus dem Nichts neu anzufangen, dann wird es dieſen Menſchen immer wieder geben können, ſolange die Erde Geſchlechterreihen mit ihrer Kraft beſchenkt. Die beiden Romane «Der ewige Acker» (1931) und «Das letzte Geſicht» (1934) erzählen die Geſchichte eines mecklenburgiſchen Dorfes in der Kriegs- und Nachkriegszeit. Äußerlich ſind die Verhältniſſe ganz anders als in den früheren Kriegen; iſt denn überhaupt Krieg im Land? Iſt er nicht weit draußen im Oſten und Weſten? Und nennt man nicht das, was auf ihn folgt, den Frieden? Dennoch: Zerſtörung iſt es auch hier, die das Gleichmaß dörflichen Lebens und bäuerlichen Daſeins überfällt. Der Krieg reißt Lücken, die nicht wieder ausgefüllt werden können. Und doch iſt die Ernte, die der Tod im Dorfe Reth hält, noch nicht das ſchlimmſte, nicht das, was es in ſeinen Grundfeſten erſchüttert. Immer iſt ja der Tod in irgendeiner Geſtalt um die Menſchen in den Dörfern geweſen; wenn er einen der Ihren holte, ſo ging ſie das alle an, und wenn er ein Tier traf, ſo war ihnen, als ob er einen Menſchen geſchlagen habe. «Der Tod war ihnen Dorfgaſt, er nahm wohl, wenn ſeine Zeit war, aber er zerſtörte nicht.» Wenn die Fluten der Zerſtörung in das Dorf eindringen, wenn es in Gefahr iſt, ſein Geſicht zu verlieren, ſein Weſen aufzugeben, dann in der Zeit, die auf den Krieg folgte und die man Frieden nannte. Es iſt erſchütternd zu leſen, wie der Tod unter den Männern von Reth ſeine Ernte hält, wie er ihm Wunden ſchlägt, die nie wieder ganz heilen werden. Aber ernſter

noch klingt die Chronik der folgenden Jahre. Gewiß, es ſieht zunächſt gar nicht nach Zerſtörung aus, was ſich da abſpielt. Viele halten es ſogar für das Glück, das zu ihnen gekommen ſei, und drehen ſich ſtolz wie Pfauen in der trügeriſchen Sonne, die ihnen ſcheint. Die anderen, die ſchweren Herzens erkennen, wie die Welt ihrer Väter zuſammenzuſtürzen droht, ſind zum Schweigen verurteilt, denn ſie haben Sitz und Stimme an die Lauten, die Väterloſen, Bindungsloſen abgeben müſſen. Grieſe erſpart dem Dorf den Vorwurf nicht, den es damals verdient. Er erzählt wie ein getreuer Chroniſt, die Fäden vieler Schickſale laufen nebeneinander her, und es geht ſehr menſchlich zu. Dann aber kommt die große Szene, in der ein Mann, der in Rußland verſchollen war, nach Reth heimkehrt und wie ein Rieſe unter dem zwergenhaften Gewimmel auftaucht. Es iſt dieſem Manne ſehr ſchlecht ergangen, und das Schlechteſte waren die Nachrichten, mit denen die Heimat ihn empfing, nachdem ſie ihn tot geglaubt und ſich auf ihre Weiſe damit abgefunden hatte. Trotzdem iſt er nun eines Abends in Reth, und was findet er vor? Man feiert ein Feſt, weil die Männer, die dort das Wort führen, meinen, es ſei Zeit, Feſte zu feiern. «Hier ſaß Reth? So vergoß es ſeine Tränen, raufte ſein Haar? Hier beklagte es alle, die für das Dorf geblieben waren? Dies war ſein Trauern und Wehklagen, ſeine Buße über das, was verloren war? Dies ſein Klagejahr, ſein Nottag, ſeine Heimkunft, dies ſeine Hinkehr zu ſich, dies?»

Aber nun «ging alles ſchnell vor ſich, da Fanna da war». Man fühlt förmlich, wie ein befreiender Luftzug durch die ſtickige Atmoſphäre geht, die über dem Dorfe liegt. Was an dem Feſtabend ſelbſt geſchieht, iſt im Grunde nicht allzuviel, und es geht ſchneller vor ſich, als man es erzählen kann. Fanna, der Heimgekehrte, ſteht in der Tür des Wirtshausſaales. Der ihn zuerſt ſieht, iſt ein Mann, der das Geſicht des anderen gut im Gedächtnis haben muß, denn ſie haben wohl noch eine alte Rechnung zu begleichen, wenn der Mann auch jetzt der Vorſteher der Gemeinde und überaus tüchtig iſt. In dieſem Augenblick verläßt ihn ſeine Tüchtigkeit; er ſpringt mit einem einzigen Satz aus dem Fenſter. Und die anderen? Das Dorf Reth? Sie ſehen aus wie ertappte Kinder. Als ſich Fanna nach einer Weile umſchaut, iſt der Saal faſt leer. Fanna hat nichts getan, nichts geſagt, ſich nicht einmal bewegt. Und es iſt ganz gewiß nicht nur dies

geweſen, daß einer, den man totgeglaubt hatte, wieder da war, und daß Mutter Fannas Älteſter «ein Gebirge an Kraft» in ſich trägt, ſchon immer. Sondern um dieſen Fanna ſtehen unſichtbar die Väter, ſteht das Geſchlecht, deſſen einer nach der Zerſtörung durch den großen Krieg im Ödland den erſten Hof anlegte und ſein Haus mit ſelbſtgeſchnittenem Reth deckte. Jetzt nun, in der Zeit, die wieder, ohne daß die Leute von Reth es wiſſen, «Wolfszeit» iſt, wie es jene ſchlimmen dreißig Jahre waren, ſieht es aus, als wolle es mit dem Geſchlecht der Fannas zu Ende gehen. Von Mutter Fannas fünf Söhnen, die alle in den Krieg gingen, iſt nur noch einer da, gerade der, in dem ſich das väterliche Blut nicht hat durchſetzen können. Er iſt in die Stadt gezogen und dem Wahn der Zeit verfallen; da er den Älteſten verſchollen und alſo ſich ſelbſt als Beſitzer des Hofes glaubte, hat er ihn verkauft. So findet der älteſte Fanna ſeine Heimat wieder: die Mutter tot – den Vater verlor er ſchon früher –, die Brüder tot bis auf den, der ihm ſein Erbe zu Inflationsgeld machte. Die Frau, die auf ihn gewartet hatte die Kriegsjahre hindurch, ging in den Rethbach, als ſie die Hoffnung verlor. Alles iſt zerſchlagen; er hat weniger gerettet als jener Menſch aus dem großen Kriege, den die toten Väter zurückriefen, damit er ihr Werk weiterführe. Aber wenn es auch nicht geſagt wird und dieſe Geſchichte ſo ſchlicht zu Ende geht, wie ſie anfing, ſo ſehen wir doch auch um Fanna die Väter ſtehen, die ihm helfen. Er läßt ſich nicht zerſchlagen. Er begegnet der Zerſtörung, wie immer der Bauer es tat. Als wir von ihm Abſchied nehmen, hat er auf einem kleinen Stück Ödland in der Nähe von Reth neu angefangen, iſt ein Siedler geworden wie der erſte Fanna. Morgen wird er mit dem Schneiden des Roggens beginnen. «Er verließ die Erde nicht, da verließ ſie ihn auch wohl nicht. Niemals verließ ſie die Menſchen. Sie war eine Mutter, die ihre Kinder zuweilen ſchlug, aber ſie behielt ſie bei ſich, wenn ſie nur wollten.»

Die Romane «Der ewige Acker» und «Das letzte Geſicht» gehören mit «Bäume im Wind» zu den Büchern Grieſes, die zunächſt wie ein buntes Moſaik erſcheinen, deſſen Charakter eben ſeine Buntheit iſt. Wenn man genauer hinſieht, erkennt man aber, daß hier ebenſo wie in den kürzeren Erzählungen jeder Zug ſeine Bedeutung für das Ganze hat. Mitunter hat man das Gefühl, als werde mit

einer faſt unmerklichen Handbewegung ein Vorhang weggeſchoben, der auf einmal den Blick gegen einen ganz großen Hintergrund freigibt. So etwa, als der heimgekehrte Fanna vor ſeinem Bruder ſteht, der den Hof verkauft hat. Der Bruder, aufs tiefſte erſchrocken und getrieben, ſeine Handlungsweiſe auf irgendeine Art zu entſchuldigen, ſpricht davon, daß die Mutter einmal in der Stadt geweſen ſei, um ihn zu beſuchen, ihn aber nicht angetroffen habe. Wir wiſſen von dieſem Beſuch Mutter Fannas; eine Nachbarin hatte dabei Gelegenheit genommen, ihr mitzuteilen, daß der Sohn drauf und dran ſei, den Hof zu verkaufen. «Wir haben uns hinterher entſchuldigt», ſagt der Bruder, «aber ſie hat es uns wohl übelgenommen, wir haben keine Antwort bekommen.» Fanna ſpricht auch hier kein Wort. «Was war das für ein Wort: Entſchuldigt? Und das andere: Übelgenommen? Der Fremde ſchwieg immer noch, er hatte wohl etwas gehört, was es in ſeiner Sprache nicht gab, da konnte er nicht antworten.» Nun, es handelt ſich hier wohl nicht um Dinge, die man «entſchuldigt» oder «übelnimmt». Aber könnten wir uns einem Fanna gegenüber ſolche Dinge überhaupt denken? Wie ärmlich und klein ſind wir, daß unſere Sprache es nötig hatte, dafür Worte zu erfinden.

Fanna hat «ein Gebirge an Kraft» in ſich, das er von ſeinen Vätern erbte. Auch Johann Heinrich Voß in dem Roman «Bäume im Wind» vererbt ſeinen Söhnen eine rieſige Körperkraft, und ähnlich iſt es bei den «Weißköpfen», denen ihr Urvater, der Altbauer Jörd, Körperſtärke und Beherztheit mitgab. Aber die äußere Kraft iſt es nicht allein, die dieſe Männer auszeichnet; auch der Gemeindevorſteher von Reth, mit dem Fanna früher einmal eine böſe Sache auszufechten hatte, iſt kräftig wie ein Stier und ſpringt doch aus dem Fenſter, als er ſeinen totgeglaubten Gegner wiederſieht. Auch bei Karl Johann, deſſen Geſchichte die «Wagenburg» (1935) erzählt, handelt es ſich nicht nur darum, daß ſein Ältervater ein von niemandem ſonſt zu bändigendes Pferd in einem Kampf, der ihn faſt das Leben koſtete, beſiegt hat, und daß in dem Nachkommen nicht nur die Erinnerung an dieſe Tat, ſondern auch die Kraft und Zähigkeit lebendig ſind, die den Ältervater auszeichneten. Sondern es kommt wie bei Fanna das hinzu, was dieſen ebenſo wie die Männer in den Erzählungen ſeine Kraft gegen die Mächte der Zerſtörung einſetzen

läßt: das unbedingte Gefühl der Zuſammengehörigkeit mit dem Boden, dem die Väter entſtammten. Vielleicht wird das nirgends ſo deutlich wie in der Geſchichte «Die Wagenburg», einem Buch, das völlig ohne Vergleich im deutſchen und nicht nur im deutſchen Schrifttum ſteht. Neu iſt ſchon, daß die Rolle deſſen, der die aufbauenden und erhaltenden Mächte, die ſich im Bauerntum verkörpern, vertritt, auf einen Knecht übertragen wurde. Seit den Tagen des ſchon ſagenhaft gewordenen Vorfahren, der das wilde Pferd bändigte, ſind alle Väter Karl Johanns Knechte auf dem gleichen Hof geweſen, und er ſelbſt iſt es auch. Er hat wie der Ahn ein Geſpann von vier Pferden in die Hand bekommen, unter denen zwei ſind, die ſich nicht gerade wie jener Unhold gebärden, aber doch ein Beißer und ein Schläger ſind und keinem anderen gehorchen als ihm. Es wäre nun gewiß von Karl Johann nichts Beſonderes zu erzählen, wenn nicht in ſein Leben das einbräche, was ihn aus dem feſtgeſchloſſenen Kreis des bäuerlichen Daſeins und der Ordnung, in die er von ſeinen Vätern her hineingehört, herausreißt: der Krieg. Wieder iſt es ſo, daß der bäuerliche Menſch aus dem Gleichmaß vor das Ungeheure geſtellt wird; wie wird er ſich bewähren? Von Karl Johann wird zunächſt nichts anderes verlangt, als was man von einem Knecht wohl verlangen kann. Er ſoll, als im Jahre 1806 nach der Schlacht bei Jena und Auerſtädt napoleoniſche Truppen durch Mecklenburg ziehen, ihnen im Auftrag ſeines Bauern eine Wagenladung requirierter Güter nachfahren. Er wird ſich nicht lange dabei aufzuhalten brauchen, vielleicht bis zum nächſten Abend; dann wird er wieder umkehren und Wagen und Geſpann zurückbringen dürfen. Aber nun geſchieht, was in die Eindeutigkeit ſeiner Welt einbricht als ein Fremdes, Zerſtörendes, das alle bisherige Ordnung über den Haufen zu werfen droht. Die Franzoſen laſſen ihn nicht fort. Einmal unter dem Kriegsvolk Napoleons, muß er mit ihm weiter, nach Frankreich, nach Spanien hinein, jahrelang. Erſt als das Häuflein Truppen, dem er angehört, faſt ganz aufgerieben iſt, wird es aufgelöſt, und er kann in die Heimat zurückkehren.

Was Karl Johann erlebt, als er gegen Willen und Abſicht zum Kriegsmann wird, iſt ſpannendſtes Geſchehen, farbigſtes Abenteuer. Es iſt Kampf, Entbehrung, Erſchöpfung, aber auch eine Welt neuer, unerhörter Eindrücke, wie ein mecklenburgiſcher Pferde-

knecht sie sich niemals hätte träumen lassen. Wie nimmt er sie auf? Verschreibt er sich dem Abenteuer, oder bleibt er, was er war, ein mecklenburgischer Pferdeknecht? Er geht nicht mit blinden Augen und tauben Ohren durch all die Erlebnisse. Er sieht hundert Einzelheiten, nimmt sie mit lebendigen Sinnen auf, aber es ist doch, als ob ein Nebel um sie webte, als ob sie niemals ganz an ihn herankämen. Denn in ihm ist Mecklenburg, und alles andere liegt für ihn eigentlich außer der Welt und ist im Grunde einfach nicht wahr. Die Namen der Orte, durch die er kommt, sind Gekrächz für ihn, leeres Geräusch. Ein Korbwagen, den er einmal fahren muß, dünkt ihn ein lästerliches Spielzeug. Eine Quelle, die nur einige Stunden am Tage läuft, hält er «für so herzlich unmöglich wie das ganze Land, in dem er sich nun aufhalten mußte... In seinen Augen war das kindisch, was der Erdboden da vorhatte». Und der Krieg, in den er hineingeraten ist? Als man ihn bei der Heimkehr fragt: «Warum hast du denn nicht auch geschossen?» kann er nur die eine, ihm ganz selbstverständliche Antwort geben: «Weil es nicht mein Krieg war, und weil mir die Leute da nichts getan hatten. Außerdem mußte ich meine Pferde, die mir nicht gehörten, nach Hause bringen». Und das ist es, was ihn die furchtbaren Strapazen ertragen läßt, die fast allen seinen Kameraden das Leben kosten: daß er vor seinem Wagen zwei nickende Pferdeköpfe hat, den Beißer und den Schläger, die wie Wölfe geworden sind, und die doch für sein inneres Auge immer nach Osten zeigen. Er ist ein Held und weiß es nicht; die Treue, die seine Väter seit Generationen dem Herrn, dem sie dienten, hielten, ist ein Bestandteil seines Blutes. Hatte er keine Gelegenheit, sich in Sicherheit zu bringen, dem Krieg, der ihn nichts anging, zu entlaufen? Gewiß – aber es kommt ihm auch nicht einmal der Gedanke, allein heimzukehren und ohne die ihm anvertrauten Tiere vor seinem Herrn zu stehen. Und weil er diese Aufgabe mit einer solchen Selbstverständlichkeit vor sich herträgt, geht er furchtlos durch die Gefahren. Als er auf den Tod krank in einem Spital liegt, bringt ihn ein plattdeutsches Wort, das ein anderer im Fieber ausstößt, wieder ins Leben zurück. Daß Jahre vergehen, wird ihm kaum bewußt, denn wer rechnet im Dorf nach Jahren? Die Jahreszeiten sind es, die dem Leben dort seine Unterschiedlichkeit geben; daß sie in den südlichen Ländern anders ausfallen

Rethus bei Parchim, das Heim Friedrich Griefes

als zu Hauſe in Mecklenburg, das wird ihnen freilich von Karl Johann übel angerechnet.

Wenn es ihm ſchließlich, nach vielen vergeblichen Verſuchen, wirklich gelingt, wieder mecklenburgiſchen Boden unter die Füße zu bekommen und eines Abends in den Hof ſeines Bauern einzufahren, als müſſe das ſo ſein, dann hat er das wohl ſeiner Jugend zuzuſchreiben und der unverwüſtlichen Kraft, die ihm ſein Geſchlecht mitgab. Aber es gab ihm noch manches andere mit. Und ſind nicht auch die beiden Pferde daran beteiligt, die, als er in das Dorf einbiegt, ſchnauben, ſich ſchütteln und friſch ausgreifen, obwohl doch alle Straßen der Welt hinter ihnen liegen? Und ſteht nicht ganz zu innerſt auch noch die Mutter, die auf ihn wartet? «Sie alle hatten ihm geholfen, ſie hatten eine Burg um ihn herum aufgebaut, und dahinter hatte er geſtanden und ſich gewehrt, nichts anderes als das.»

7

Vätererbe und Zugehörigkeit zum Heimatboden: ſie ſchufen den Geſtalten, deren Wegen wir folgten, klare Sicht. Sie gaben ihnen die Möglichkeit, ſich den Mächten der Zerſtörung gegenüber zu behaupten. Aber Grieſe weiß ſehr wohl, daß, wo viel Licht auch viel Schatten iſt. Das Geſetz, das dem einen zum Helfer wird, liefert den anderen der Herrſchaft der Dämonen aus, wenn ihm nicht die Gnade wird, ſich zu befreien. Von ſolcher Dämonenherrſchaft des Blutes und der Verbundenheit mit der Landſchaft, deren Kind man iſt, berichten die Bücher Grieſes, in denen die tragiſchen Folgen ſlawiſch-deutſcher Blutmiſchung dargeſtellt werden. In der Erzählung «Die Prinzeſſin von Grabow» läßt der Dichter ein vierzehnjähriges Mädchen aus dem Geſchlecht der mecklenburgiſchen Herzöge, in denen ſich ein Reſt ſlawiſchen Blutes erhalten hat, die Weite des «ebenen Landes» erleben. Wir wiſſen, daß dieſes Erlebnis zu ſeinen eigenen Jugendeindrücken gehörte, die er nie vergaß. Die Szene, in der er ſchildert, wie die kleine Prinzeſſin auf den Schloßturm ſteigt, wie ſie da ſteht «wie im Grenzenloſen», allein auf einem Punkt, um den die Ebene gleichſam ſchwingt, iſt bis zum äußerſten wortkarg; es wird eigentlich nur davon geſprochen, wie die Magd das Kind ſucht und es ſeltſam verſteint auf dem Turm wiederfindet.

Aber gerade durch die scheinbar so vordergründigen, wie langsame Tropfen fallenden Worte hört man den Strom dunkler Kräfte rauschen, der unterhalb dessen fließt, was sich in Worte fassen läßt. Was die Prinzessin gesehen hat, das ist wohl Mecklenburg, das «ebene Land», in dem sie geboren wurde. Aber es ist zugleich das Land, dessen «Fortsetzung die Ebene nach dem Osten hin ist, grenzenlos, ohne Ende» – nicht zufällig steht ja der Schloßturm nicht in Grabow, sondern auf einem Gut weiter östlich, wenn natürlich auch noch im heimatlichen Mecklenburg. Es ist der Osten in seiner

ſich ganz einfaches, ſcheinbar belangloſes Bild, das er in ſich aufnahm, als er einen der alten Wege der Kinderzeit noch einmal ging. Es begegnete ihm ein ruſſiſcher Wanderarbeiter, hinter dem eine Frau eine zerbrechliche Karre mit einem kleinen Kinde ſchob. Der Mann fragte nach einem Dorf, das noch ungefähr zehn Stunden entfernt war, und man hätte meinen ſollen, daß dieſe Auskunft die kleine Familie hätte erſchüttern müſſen, die da an einem kalten Spätherbſtmorgen mit einem frierenden, jammernden Kinde in einem fremden Lande ſchon ſtundenlang unterwegs war. Aber «ſie ſchritten aus, dumpf und gleichmütig, als ob das Dorf hinter dem nächſten Hügel liege». Am Abend dieſes Tages meldete ſich bei Grieſe plötzlich die Geſtalt des Herzogs, deſſen Züge er vorher nicht hatte zuſammenbekommen können. Wie in einem Wachtraum ſah er das alte Buch und konnte ableſen, was darin ſtand. «Nun war es da, ich hatte alles beiſammen: die hintergründige ſlawiſche Welt, ihren grenzenloſen Hintergrund, aus dem die Menſchen auftauchen und in dem ſie wieder verſchwinden, dazu die alten Bauern, die einmal frei geweſen waren und allmählich in eine trübe Knechtſchaft hineingetrieben waren, zuletzt den Herzog, dem vielleicht noch ein Ahnen der eigenen Blutmiſchung beigegeben war, der ſich davon freimachen wollte, es aber vor den Widerſtänden ſeines eigenen Adels nicht vermochte; eins mit dem anderen eine halb verſunkene, ſagenhafte Welt». So waren alle Elemente des Buches beiſammen, das nun auch in kurzer Friſt niedergeſchrieben wurde.

Es iſt eine gewalttätige Zeit, in die das Leben des Herzogs Karl Leopold fällt. Alle bekämpfen einander in dieſem Lande: der Adel die Fürſten, die Fürſten die Städte, die Städte den Adel und umgekehrt, und jeder ſucht, wenn er kann, noch den Kaiſer für ſich zu gewinnen. Schlimmer als alle aber ſind die Bauern dran, die dem Adel leibeigen ſind. Beſonders im öſtlichen Teil Mecklenburgs waren faſt alle Bauernſtellen «gelegt» worden, als der Adel nach dem großen Kriege wieder zu Beſitz kommen wollte. Jetzt ſind die Bauern verknechtet an Leib und Seele. Da kommt nun dieſer Herzog und will ihnen helfen, will die Macht der Stände brechen und ein gerechtes Regiment führen. Es ſteckt Kraft in ihm, Tatenluſt und Hartnäckigkeit; er iſt nicht einer wie die Regierenden vor ihm, die ſich an ihre Leidenſchaften verſchleudern. Aber dieſe Kraft wird nicht ge-

044

bändigt durch Besonnenheit. Triebhaft-dumpf und gewalttätig sucht er seinen Weg und doch wieder nicht mit dem guten Gewissen reiner slawischer Triebhaftigkeit, wie Zar Peter es hat, dessen Nichte er zur Frau nimmt. Immer ist es kühn, was er beginnt, immer ergreift er die falschen Mittel, immer verzettelt er sich und muß scheitern. Am kläglichsten endet sein Versuch, mit den Bauern zu gehen, die ihn kaum begreifen; er wird aus seinem eigenen Lande vertrieben, ja, es muß heimlich für ihn gesammelt werden, um die bitterste Not von ihm abzuwenden. Er hat selber geholfen, daß ihm alles mißriet, sagt der Adel von ihm. «Wie ein Gehaltener, ein Besessener sucht er seinen Weg, er führt einen Stierkopf im Wappen, und wie ein Stier stößt er die Türen auf, die er sachte öffnen müßte. Er sieht, daß überall, in Preußen, in England, in Österreich, kluge Politik gemacht wird, fein und vorsichtig, und wenn er es einmal auch so angreifen will, mißlingt es. Die mecklenburgische Erde hat ihn aus sich geboren, dumpf und dunkel steigt die Kraft da aus dem Boden, und so treibt sie ihn auch. Alle anderen brauchen ihre Macht haushälterisch, berechnen sie klug und wenden sie im rechten Augenblick an, er vertut sie». So stirbt er schließlich in der Verbannung, ein schwerer, müder Mann, der in starrem Schweigen sitzt und Holzkrüge schnitzt, die er verkauft, um seinen Lebensunterhalt zu bestreiten.

Die Tragödie des Blutes, die sich in der Gestalt des Herzogs abspielt, hält die Überfülle von Handlung, von bildhaften Szenen zusammen. Griese hat sie, den gleichen Stoff noch einmal aufnehmend, später noch konzentrierter, noch stärker verdichtet und auf eine fast legendenhafte Weise ins Sinnbildliche gesteigert, in der «Prinzessin von Grabow» (1936) erzählt. Sophie Luise von Grabow ist die Schwester Karl Leopolds. Auch sie trägt «den Atem des Landes in ihrem Blut», Kraft und Dumpfheit, die bei dem Bruder zu Gewalttätigkeit und planloser Machtverschwendung führen. Aber sie ist ein Mädchen und wohnt mit der Mutter auf dem kleinen, einsamen Witwensitz, sehr behütet, mit frommem Sinn umhegt, und wenn es in ihr aufschreit, dann muß das tiefe Heimlichkeit bleiben. So wächst sie heran, äußerlich meist still und gefügig, in manchen Dingen sehr reif und erwachsen, in anderen wieder weit hinter ihrem Alter zurück und merkwürdig schlafend, wie im Traum wandelnd. Immer mehr aber macht sich etwas Unausgeglichenes in ihrem Wesen bemerk-

bar und zeigt ſich beſonders, nachdem man ſie mit dem alternden und kränklichen Preußenkönig Friedrich I. verheiratet hat. Was der Bruder handelnd im politiſchen Wirrwarr ſeiner Zeit austrägt, das erleidet die Schweſter in der gleichen Blutsgebundenheit hinter den Türen der königlichen Gemächer, der Außenwelt verborgen. Beide, Bruder und Schweſter, ſtehen fremd und rätſelhaft in einem Leben, das ihnen keine harmoniſche Entfaltung deſſen, was in ihnen liegt, geſtattet. Als durch einen Beſuch des Zaren in Berlin die öſtliche Welt, die Welt der ungebrochenen Triebhaftigkeit und des «grenzenloſen Hintergrundes», in das Leben Sophie Luiſes hineingreift, gerät ſie in eine Erregung, die ſie ihrer Umgebung nun ganz und gar unheimlich macht. Zerſtörten Gemüts kehrt ſie nach Grabow zurück und verdämmert langſam in einem trüben und ärmlichen Daſein. Die Geſchichte meldet, daß ſie im Wahnſinn ſtarb. Grieſe ſchließt uns ihr Schickſal auf als das einer «Abſeitigen», einer «Zwiſchenläuferin des Lebens», die an dem, was ihr die Väter mitgegeben hatten, zugrunde ging.

Einen Schritt weiter – und wir haben die völlige Entartung, den endgültigen Sieg der zerſtörenden Mächte im Untergang der letzten Nachkommen eines ſlawiſchen Adelsgeſchlechtes in dem Roman «Das Dorf der Mädchen» (1932). Grieſe nennt ihn eine Chronik, an der nichts erdichtet, ſondern nur nach mündlichen Berichten erzählt ſei. Während anderswo ſchon das Lied von Freiheit, Gleichheit und Menſchenwürde erklingt, iſt die Verknechtung der Mecklenburger Bauern noch ärger geworden. Die Herren von Slawa, von denen hier erzählt wird, haben ſich «nicht nur der Eigenart ihrer Zeit eingefügt, ſondern darin immer noch mehr getan, als üblich geweſen war», und der ſchlimmſte aller Herren iſt Nikolaus. In einem Tone von ſo ſchneidender Ironie, wie wir ihn ſonſt nirgends bei Grieſe hören, wird dieſer Herr Nikolaus geſchildert, deſſen Bosheit ſchrecklicher iſt als die ſeiner böſeſten Vorfahren, weil ſie erklügelt iſt, Syſtem hat, die Raffiniertheit des entarteten Menſchen zeigt, der nicht mehr aus dem Impuls handelt. Wenn es gerade die Frauen ſind, die anfangen, ſich gegen ihn aufzulehnen, ſo geſchieht das aus einem Gefühl unbewußter Überlegenheit, das dieſe ganz triebſicheren Geſchöpfe bei aller knechtiſchen Unterwürfigkeit ihm gegenüber haben. Und iſt vollends eine darunter, die wie die «junge Tochter

vom Vorwerk» keinen knechtiſchen Geiſt hat, dann iſt es mit der Macht des Herrn Nikolaus vorbei. Noch deutlicher zeigt ſich die Überlegenheit der Frauen dem Sohne des Herrn Nikolaus gegenüber, der als der Letzte des Geſchlechts das Leben eines von allen geſunden Trieben abgeſchnittenen, mehr und mehr in Wahn und Leere verfallenden Menſchen führt. Die Revolte, die unter den Frauen von Slawa ausbricht und in dem Tode des jungen Adligen ihren Höhepunkt findet – einem grauſigen Tode, der an die Menſchenopfer heidniſcher Zeiten erinnert –, iſt nichts anderes als der Sieg der ungebrochenen Triebſicherheit über die Ohnmacht der Entartung, die den Boden unter den Füßen verloren hat. Auch bei den Frauen iſt ein Wahn im Spiel, der Nebel des Triebrauſches, der ſie erfaßt hat, denn ſie meinen ja nicht den ſchwächlichen Nachkommen, ſondern Herrn Nikolaus, der aus böſer Luſt das in ihnen weckte, was jetzt triumphiert. Aber ſie vollſtrecken, ohne es zu wiſſen, das Urteil, das dem Geſchlecht geſprochen iſt, deſſen letztes Glied auf dem Scherbenhaufen enden muß, weil die Sünde der Väter an ihm heimgeſucht wird.

Wer indeſſen nach dieſen Beiſpielen glauben wollte, daß Grieſe die Begegnung ſlawiſchen und deutſchen Blutes für ein Unheil an ſich hielte, ein Unheil, dem der Menſch, der dieſes Erbe mitbekam, wehrlos ausgeliefert ſei, der würde irren. Es kann der Fall eintreten, daß die Dämonen ſich gerade auf die entgegengeſetzte Seite ſtellen und die Zerſtörung dort lauert, wo man ſie am wenigſten erwartet. Im «Winter» (1927), dem großen Roman, der Grieſe bekannt machte, handelt es ſich darum, daß ein mecklenburgiſches Dorf der furchtbaren Naturgewalt eines entſetzlichen Winters nicht gewachſen iſt und zugrunde geht. Warum kann es ſich nicht genügend gegen den Untergang wehren? Es iſt im Grunde kein Dorf, ſondern der Reſt eines Dorfes, acht oder neun Höfe, die alle an der einen Seite der einzigen Straße liegen und ſich die «Lange Reihe» nennen. Sie ſind das, was von dem Dorf übrigblieb, als es der große Krieg zerſtörte, ſeine Feldmark reicht weit, aber die ſich in ſie teilen, ſind wenige Familien. Und die Lange Reihe lebt, ſo ſehr die Welt inzwiſchen ihr Geſicht verändert hat, immer noch im Schatten deſſen, was war, als Reſt von etwas Geweſenem. Das zeigt ſich äußerlich darin, daß man das Korn mit der Senſe mäht, es mit dem Flegel driſcht

und nach alter Sitte reinigt, daß man ſich ſein Bier ſelber braut und jedes Jahr ein Ackerſtück als Brachland liegen läßt – groß genug dafür ſind ja die Äcker. Aber man lebt auch ſonſt nicht ſein eigenes Leben, ſondern wiederholt, ohne ſich darüber klar zu ſein, das der Väter. Wenn eine Tochter heiratet, ſo wählt ſie einen von den Hofſöhnen; niemand kommt auf den Gedanken, daß es anders ſein könnte. Führt ihr Weg ſie aber doch mit einem Hofſohn aus einem anderen Dorf zuſammen, ſo liegt darüber ſchon Reiz und Gefahr des Ungeſetzlichen, und es geht nicht gut aus. Der eine oder der andere der Hausväter macht bereits die Beobachtung, daß die Hofſöhne der Langen Reihe rar ſind, aber was ſchließt er daraus? Daß die Tochter ſich nicht zu lange Zeit zum Wählen laſſen dürfe. Oder er ſtellt feſt, daß faſt niemand in der Langen Reihe mehr kleine Kinder hat. «Was ſoll es zu bedeuten haben? Ich weiß es nicht. Es fällt einem nur einmal dies oder das ein…»

Daß ſie langſam mit dem Wort ſind, die Leute von den Höfen, iſt wohl nichts Beſonderes. Aber wenn «die Tat da auch nicht als rettender Aushelfer einſpringt», dann iſt das ſchon etwas, was nicht ſein ſoll. Die Sehnſucht nach dem übermächtig Starken, die einer von ihnen empfindet – und vielleicht iſt er nicht der einzige –, hat ihren Grund darin, daß die Kraft dieſer alten Geſchlechter verſickert iſt. «Die Lange Reihe wird alt», ſagt der Hausvater von Kroog. Aber er tut nichts dagegen; im Gegenteil, als er Zeuge deſſen wird, wie ſein eigenes Blut, ſeine Tochter, den einzigen Weg einſchlägt, der zur Rettung führen kann, geht ihm das über Begreifen und Verſtehen. Freilich iſt ſie hart, die Hand, mit der die Natur hier rettend eingreift, um zwar nicht die kraftloſen Glieder der Langen Reihe der Vernichtung zu entziehen, die einmal kommen muß, aber doch, um das, was wertvoll am alten Stamme war, in einem letzten Glied zu bewahren und auf neuen Boden zu verpflanzen. Die Haustochter von Kroog folgt einem Knecht, der weit aus dem Oſten gekommen iſt und eine fremde Sprache ſpricht. Der Sohn der beiden, im Walde gezeugt und geboren, iſt der einzige, der Widerſtandskraft genug beſitzt, um der entfeſſelten Naturgewalt nicht zu erliegen. Der Vaterloſe, in dem ſich unverbrauchtes fremdes Blut mit dem altbewahrten miſcht, erweiſt ſich denen, die im Geſetz der Väter erſtarrt ſind, als überlegen.

«Winter» iſt vor allem eine mächtige Naturballade, das düſtergewaltige Lied von der Natur, die, wie Grieſe in der Selbſtdarſtellung ſagt, «ihre eigenen Geſetze aufgelöſt hat», von der Erde, die ihre Kinder ſchlägt und ihnen ihr Meduſenantlitz zeigt. Aber tödlich iſt der Blick in dieſes Antlitz nur denen, die nicht mehr ihre rechten Kinder ſind, die die Art der Mutter, der ewig jungen, ewig ſich erneuernden, verleugnen. Wer ſich wandeln kann wie Grita, die nicht nur an der Liebe zu dem Sohn der Wälder, ſondern vor allem an ihrer eigenen Schuld lernt, der wird wieder aufgenommen. Auch Jona, der das Blut ſeiner Mutter, der Hoftochter von Kroog, mit dem des fremden Knechtes vereinigt, muß lernen: was noch in ihm iſt an Spuren knechtiſchen Geiſtes, an Schlafbefangenheit aus ſlawiſchem Blutserbe, muß aufgelichtet und aus dem Traumwandelnden ein wacher Menſch gemacht werden. Gerade aus der Gefahr der Zerſtörung wächſt denen das Rettende, die ſich noch retten laſſen wollen und können. Die anderen aber machen es nicht anders als der Herzog, der ſeine Macht vertut. Die Gewalt, mit der das Buch uns ans Herz greift, beruht neben ſeiner künſtleriſchen Kraft vor allem darauf, daß es die Unerbittlichkeit echter Tragik zeigt. Das gleiche Geſetz, das dem einen Leben bedeutet, heißt für den anderen Tod. Es gibt keine Richtſchnur, die unverbrüchlich wäre, jedenfalls keine, der man ſklaviſch folgen darf. Als Aufgabe nur, als Wurzelboden, aus dem man wächſt, iſt die Verbundenheit mit den Vätern und die Zugehörigkeit zur Heimat etwas, das gute Frucht trägt.

8

Wie tief Grieſe die Zuſammenhänge erfaßt hat, mit denen andere ſchlagwortartig umgehen, wird in der Mannigfaltigkeit deutlich, in der das Problem der Bruderſchaft zwiſchen Menſch und Boden, oder, wie wir jetzt auch ſagen können, der Artung und Entartung, bei ihm erſcheint. Da haben wir, neben den echten Kindern der Erde ſtehend, die Fremdlinge, die ganz und gar Bindungsloſen wie den Viehknecht im «Ewigen Acker» und «Letzten Geſicht», der in der Nachkriegszeit Gemeindevorſteher von Reth wird und dann ein böſes Ende nimmt. Oder da iſt Thord im «Winter», der Zugewanderte, der Kraft durch Roheit erſetzt und dadurch ſelbſt in ſein Ver-

derben läuft. Da ſind die aus der Art geſchlagenen Kinder eines alten Geſchlechts, das ſie abſtößt wie ein dürres Reis: Fannas Bruder, der in die Stadt geht und den väterlichen Hof verkauft, der Sohn des Kihr Bauernprieſter im «Winter», der nach altem Geſchlechtererbe den Talar nimmt, dann aber ein Lump und Landſtreicher wird, der älteſte Sohn in der Familie der «Weißköpfe», der knechtiſchen Geiſt hat und ſich mit der dumpf-umwiſſenden Magd Metteke zuſammentut. Zu ihnen ſtellen ſich jene anderen, denen die Forderung ihrer Väter zu groß wurde wie ein zu weiter Mantel, in den die Geſtalt des Nachfahren nicht mehr hineinpaßt. So geht es Chriſtian Barg in der Erzählung «Die Flucht» (1927), der nach alter Sitte den anderen Hofſöhnen das Vorbild der Reinheit geben ſoll und es nicht kann. Was ihm zur tiefen tragiſchen Verſtrickung wird, gereicht dem Katenmann Hans dem Weber im «Winter» zur Lächerlichkeit, wenn er ſich bei jeder Gelegenheit auf ſeinen Vorfahren beruft, der ſich ſeinem Hofbauern gegenüber heldenhaft benommen habe. «Sein Heldentum war ihm immer nur aus der zweiten Hand gegeben. Von dem Ahn war es durch die Reihe der Katenmänner zu ihm wie ein verwaſchener Rock gekommen; aber gerade deshalb hatte er, der Nachfahr, es in ſeinen Augenblicken als einen flatternden Mantel um die Schulter ſchlagen müſſen, von dem nur die eigene Hausfrau wußte, was recht darunter verborgen war.»

Eine Wendung beſonderer Art erfährt das Problem in dem Roman «Bäume im Wind» (1938). Dies iſt der Roman der kleinen Stadt, das einzige Buch Grieſes, das nicht auf dem Lande ſpielt, wenn man von einzelnen Epiſoden im «Ewigen Acker» und «Letzten Geſicht» abſieht. Aber, wie er auch in ſeiner Schilderung Mecklenburgs in dem Buche «Das ebene Land» hervorhebt, gehören die kleinen Städte mit in die dörfliche Welt hinein, eingebettet in Äcker und Wieſen, wie ſie ſind, dem Dorfe verbunden durch Handel und Wandel. So iſt der Schauplatz des Romans auch keineswegs die Stadt allein, ſondern er wechſelt zwiſchen Stadt und Dorf, zeigt die engen Beziehungen, die zwiſchen beiden beſtehen. Es iſt ein buntes Buch, in dem ohne Eile, manchmal behaglich plaudernd, viele kleine Schickſale erzählt werden. Wenn auch die Stadt «behütet und ſtill daliegt, wie ein Feldhuhnneſt in den Boden eingebettet», ſo ſchießt dennoch das Leben in kleinen Wirbeln in ihr daher, ob es

ſich nun um Chriſtian Boß, den Kaufmann, der das Urbild der Zuverläſſigkeit und des Pflichtbewußtſeins iſt, handelt, um den feinen Herrn Louis Ahrens, von dem man gut und gern das Gegenteil behaupten kann, um die ſpazierenwandelnden Rentner oder um Ida aus dem Gemüſeladen. Und wenn der Poſtbote Ohligs, der jeden Tag zwiſchen Stadt und Dorf hin und her geht, ſeinen Mund auftun wollte, dann wüßten die Leute in der Stadt, daß es draußen genau ſo zugeht. Aber Grieſe müßte nicht der ſein, der er iſt, wenn er es mit einer noch ſo reizvollen Vordergrundſchilderung der Verbindung zwiſchen Stadt und Land ſein Bewenden haben ließe. In der Geſtalt des Chriſtian Boß wird vielmehr auch hier in die Tiefe des Problems von der Forderung der Väter vorgeſtoßen.

Im Geſchlecht der Boß lebt etwas von der Kraft eines Vorfahren, der unmäßig ſtark, dazu von zähem Willen war und noch mehr Eigenſchaften vereinigte, die ſich auf ſeine Kinder vererbten, unter anderen auch ein ſparſames und haushälteriſches Weſen. Es geht ihnen recht unterſchiedlich, da aber immer wieder einer unter ihnen iſt, der die Willenskraft hat, kommen ſie wieder hoch, wenn es mit ihnen bergab gegangen iſt. Chriſtians Vater hat nur ein kleines Beſitztum und viele Kinder; er ſtirbt in dem Augenblick, in dem er, aus einem etwas unruhigen Unternehmungsgeiſt, die Möglichkeit gefunden hatte, für ihre Zukunft zu ſorgen und den Namen wieder heller erſtrahlen zu laſſen. Nun muß Chriſtian in die Stadt und Kaufmann werden, wie es der Vater früher einmal für ihn geplant, obwohl gerade in ihm das bäuerliche Weſen ſeiner Vorfahren ſo ſtark iſt, daß er dort immer wie unter einem Zwang lebt. Das Kleinſtadtidyll wird durch die tragiſche Lebensgeſchichte Chriſtians dunkel untermalt, dieſes Chriſtian, der, gleichſam als Vermächtnis aus der Todesſtunde ſeines Vaters, das Ideal des guten Namens, der unbedingten Tüchtigkeit, Zuverläſſigkeit und Pflichterfüllung vor ſich herträgt, der nie auf eigene Wünſche Rückſicht nimmt, ſondern immer nur auf das Namensſchild der Familie. Und gerade er muß es erleben, daß dieſes Schild befleckt wird. Was für einen anderen ein Unglück bedeutet hätte, mit dem man ſchließlich auf irgendeine Weiſe fertig wird, zerſtört ihm ſein Leben. Warum? Weil er im Grunde gar kein eigenes Leben hat, nicht den Mut findet, er ſelbſt zu ſein, eine Väterforderung, die ihm die eigene Ent-

ſcheidung abnimmt, an die Stelle eigenen Wachstums geſetzt hat. Seine Schuld iſt tragiſch: er ſündigte in ſeinen beſten Abſichten, ſeinen idealſten Zielen. Wenn ſein Sohn nun von Hauſe wegläuft und wieder zum Bauern wird, weil ſein Blut ihn dazu treibt, dann liegt darin eine tiefe Notwendigkeit. Auf dieſe Weiſe klingt auch das Buch verſöhnlich aus. Ludwig, der Sohn Chriſtians, gehört zu den Naturen, die wie der älteſte Fanna wieder von vorn anfangen und damit gerade das wahre Erbe der Väter retten können.

Unter der Fülle von Beiſpielen in Grieſes Büchern, die immer wieder von einer anderen Seite her das Problem umkreiſen und neu beleuchten, ſollen ſchließlich noch einige erwähnt werden, die zeigen, welche Rolle die Verknechtung dabei ſpielt. Auch in der ſchlimmſten Zeit der Leibeigenſchaft hat es immer wieder Menſchen in Mecklenburg gegeben, in denen der freie Sinn ihrer Väter nicht erſtorben war. Das ſind dann ſolche wie die Leute vom Vorwerk im «Dorf der Mädchen» oder die Vorfahren Breedes und Fannas im «Ewigen Acker», die ſich gegen ihren Bedrücker auflehnen. Meiſt freilich verlaufen die Revolten kläglich, weil ſie undiſzipliniert unternommen werden. Der knechtiſche Geiſt ſitzt oft ſchon ſo tief in den Bauern, daß ſie gar kein Unterſcheidungsvermögen mehr haben wie jenes Bäuerlein aus dem «Dorf der Mädchen», das den ganzen Aufruhr verſchlafen hat, aber doch von ſchlechtem Gewiſſen geplagt wird, weil es früher einmal hinter dem gnädigen Herrn hergeſpuckt hat, wohlgemerkt, als der nicht mehr zu ſehen war. Wie raſch Knechtsſinn ſich entwickeln kann, davon weiß der Roman «Sohn ſeiner Mutter» (1929) zu berichten. Hier handelt es ſich nicht um Leibeigenſchaft, ſondern um die Folgen der alten Erbteilung, denen Hans Tromp in «Alte Glocken» auswich, indem er ſich eine neue Heimat ſuchte. Nikolaus, einer der Hofſöhne auf Jord, einem großen Hof im nördlichen Mecklenburg, geht, als er ſeinem älteſten Bruder das Feld räumen muß, auf einen anderen Hof als Knecht. Er kann ſich nicht in ſein Schickſal finden, rechtet fortwährend damit und flüchtet ſich in eine Renommiererei mit ſeinem Kummer, die der des Katenmannes im «Winter» nicht ganz unähnlich iſt, von dem es heißt, daß er das Heldentum ſeines Ahnen wie einen flatternden Mantel um ſeine Schultern ſchlägt. Wenn er ſeinem kleinen Sohn aus Steinen, Holzklötzchen und Zweigen Hof Jord aufbaut, dann

tut er das nicht, um mit dem Kinde zu ſpielen, ſondern um in Minderwertigkeitsgefühlen zu ſchwelgen. Bei alledem beträgt er ſich knechtiſcher, als es ein anderer tut, der immer Knecht war, ganz zu ſchweigen von dem wirklichen Heldentum eines Karl Johann in der «Wagenburg». Wenn ſein Hofbauer, der in gleichem Alter mit ihm ſteht, ihn eines Geſprächs würdigt, rechnet er ſich das gewaltig an, und den Hochmut der Hoffrau ſeiner eigenen Frau gegenüber findet er ganz in der Ordnung; ſchließlich iſt Dorta ja auch nur eine Magd geweſen, als er ſie nahm, und man kann nichts anderes verlangen. Nun läßt ſich die unfreie Geſinnung des Nikolaus vielleicht dadurch erklären, daß die Hofväter ihr Blut auch nicht immer rein gehalten haben, und daß ſeine Altmutter eine Magd war. Aber die Wege des Blutes ſind voller Geheimnis. Denn da iſt Lorenz, der kleine Sohn, deſſen Mutter Dorta nie etwas anderes hat ſein wollen als eine Magd, Lorenz, dem ſein Vater einen Knechtsnamen gab, weil die ſeiner Vorväter, die Hofbauern geweſen waren, ſich für ihn nicht geziemt hätten. Und in dieſem Knaben, ſo ärmlich, ja, ſo verachtet er, der anfangs ſtumm iſt, aufwächſt, lebt die Geſinnung des Freien. In ſeinen heimlichen Stunden iſt er es nun ſelbſt, der Hof Jord aus kleinen Steinen aufbaut; auch für ihn iſt es mehr als ein kindliches Spiel – es iſt die unbewußte, ſtille Zwieſprache mit dem Geiſt der Väter. Er ſieht und hört alles, wovor der Vater ſeine Augen und Ohren verſchließt, er ſpricht wenig, aber ſchweigt nicht wie der Vater gerade dann, wenn es gilt, Ehrgefühl zu zeigen. Es iſt ergreifend zu ſehen, wie dieſer arme Junge, ohne daß es ihn jemand gelehrt hätte, ja, in einer Umgebung, von der man eher meinen könnte, ſie müßte ein Kind verderben, ganz aus ſich heraus das Weſen des innerlich freien, aufrechten Menſchen entwickelt, deſſen Haltung von einem Adel geprägt iſt, auf den ſeine Vorväter ſtolz ſein könnten. Nicht der Hofbauer und ſeine hochmütige Frau, nicht Nikolaus, der jedem erzählt, daß er eigentlich ein Hofſohn ſei, ſondern der Knabe, der dies alles nicht iſt, hält die Art. Zuletzt kommt es auf gar nichts Äußeres an, nicht auf körperliche Kraft, Ruf und Anſehen, nicht darauf auch, ob man den Boden der Heimat unter den Füßen hat, oder ob man ſich einen Hof aus kleinen Steinchen erbaut. Die wahren Entſcheidungen werden innen getroffen, dort iſt Größe oder Kleinheit, Freiheit oder Knechtſchaft.

Wir ſind am Ende des erſten Wanderweges angekommen, den wir durch die Landſchaft der Grieſeſchen Dichtung machten. Wenn wir ſie auf dem zweiten noch einmal durchqueren, ſo wird uns in der Regel Bekanntes begegnen, ſo daß wir uns nicht ſo lange aufzuhalten brauchen. Dennoch wird auch dieſer Weg uns etwas Neues bringen, zum wenigſten eine neue Sicht, eine andere Perſpektive, in der die Dinge erſcheinen. In einem kleinen Aufſatz «Meine Heimat» in dem Bändchen «Der Saatgang» (1933) ſagt Grieſe von der mecklenburgiſchen Landſchaft, ſie habe ein Recht, auf die Offenbarung durch das Wort zu drängen, weil ſie ſtark genug ſei, das Bild zum Sinnbild zu machen, das Zufällige und Beſondere ins Gleichnishafte und Allgemeingültige zu erheben. Wir können das ebenſogut ſo ausdrücken: die Kunſt Grieſes, die dichteriſche Schau, mit der er dieſe Landſchaft erfaßt, iſt ſtark genug, uns im Einzelnen das Ganze, in der beſtimmten Landſchaft mit ihren beſtimmten Zügen das Sinnbild der «Mutter Erde», der Natur überhaupt ſehen zu laſſen. Darum haben auch immer wieder Menſchen aus anderen Gegenden ſich von Grieſes Büchern angeſprochen gefühlt, als ſei es ihre eigene Heimat, von der ihnen erzählt wurde. Und wie die beſtimmte Landſchaft bei ihm zum Gleichnis der Erde wird, ſo der Menſch, der in ihr verwurzelt iſt, zum Sinnbild des Menſchen überhaupt, zum Bilde menſchlicher Natur, von der wir alle ein Teil ſind. War vorher von der Bindung des beſtimmten Menſchen an einen beſtimmten Boden die Rede, ſo wird es jetzt um die Landſchaft «als Sphäre des Seins» gehen, wie Grieſe es einmal ausgedrückt hat. Von der Erde in uns, von dem «heimlichen Mitſpieler», dem dunklen Teil unſeres Weſens, mit dem wir der Urmutter verbunden ſind, gilt es zu ſprechen – ſo weit das Wort ſich in dieſe dunklen Bezirke, die wahrhaft zu erhellen ja nur der inneren Schau vorbehalten bleibt, vortaſten darf.

Das einfachſte Beiſpiel wird in dieſem Falle das einleuchtendſte ſein. Kleine Welten mögen ſie ſcheinen, die Dörfer und Höfe, die kleine Stadt, von denen uns Grieſe erzählt, aber die kleinſten, beſcheidenſten ſind doch das «Tal der Armen» und die Gegend in der äußerſten Ecke des Landes, wo die Torfmacher wohnen. Das Dorf,

von dem der Roman «Das Tal der Armen» (1929) berichtet, umfaßt eine Anzahl ärmlicher Häuser zwischen Torflöchern und Moorflächen, denen mühsam hier ein Äckerchen und dort eine Wiese abgewonnen wurden. «Natürlich kamen sie nicht voran, die Leute aus dem Tal, wie sie sich auch drehn und wenden und was sie auch anstellen mochten, blieben arme Menschen, arm in allen Dingen des leiblichen Lebens und ebenso arm auch im Geiste, standen immer hintenan und waren ein elendes Häuflein zwischen ihren Moorlöchern und Torfhaufen.» Wenn sie in die Stadt kommen, zu der sie stundenweit durch den Wald wandern, dann meinen sie selbst, daß sich bei ihnen eben auch gar nichts zutrage, eigentlich gar kein Leben sei; wenn sie unter sich sind, kommt es ihnen freilich ein wenig anders vor. Haben sie nicht das Fährhaus auf dem Hügel am See, über den man sich von Matthia, dem Fährmann, übersetzen lassen muß, um auf den Weg zur Stadt zu gelangen? Wenn es von da auch noch ein paar Stunden bis zur Stadt sind, so sehen sie sie im Geiste von der Fähre aus doch schon vor sich. So ist Matthia ein angesehener Mann unter ihnen, und er weiß es recht gut. Die anderen sind sicherlich arm im Geiste, aber er selber ist es nicht, nein, er ist ein schlauer Kopf, wie es neben ihm höchstens noch einen im Dorfe gibt. Ähnlich liegen die Dinge bei den Torfstechern, von denen die Erzählung «Das Kind des Torfmachers» (1937) handelt. Sie leben für sich in ihrer Ecke, jeder mit einem Stückchen geringen Acker, und das Wichtigste ist für sie, daß Wind und Sonnenschein zur rechten Zeit eintreffen, damit der gestochene Torf trocknet und die Wege durchs Moor nicht grundlos werden. Aber wie die Leute im «Tal der Armen» im Hintergrund die Stadt haben, so haben auch die Torfmacher etwas, in dem sich für sie die andere Welt, Pracht und Reichtum und alles, was über ihren eigenen Alltag hinausgeht, verkörpert. Es ist Hof Jorga, der einzige Hof in der Gegend, und wenn er in Wirklichkeit auch nicht in der besten Verfassung ist und die drei vertrockneten Junggesellen, die ihn bewirtschaften, ebensowenig taugen, so sind sie doch für die Torfmacher die Auserwählten des Lebens, nichts anderes. Und wieder gibt es auch hier einen unter den Torfmacherleuten, der ein wenig aus ihnen herausragt, und natürlich kann nur er es sein, der mit Hof Jorga in eine ehrenvolle Verbindung kommt. Wie Matthia, so weiß auch der Torfmacher, was das auf sich

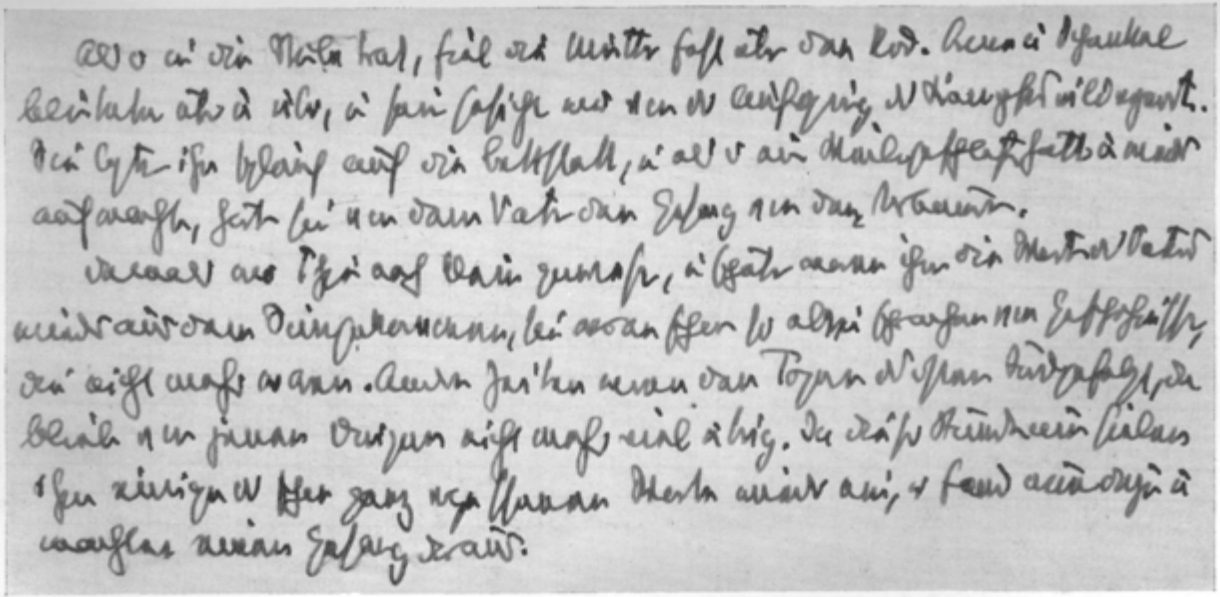
hat, und es fallen ihm bei der richtigen Gelegenheit immer ein paar gute Sprüche ein, mit denen er zeigen kann, daß er die Welt beſſer verſteht als andere.

Da haben wir alſo dieſe klugen Männer, die es beſſer wiſſen als die anderen. Matthia muß ſehr ſchnell erleben, wie man mit all ſeinem Scharfſinn in die Fallſtricke des Teufels geraten kann; er hat eine ſchreckliche Prügelei in der Stadt, in die auch eine Frau verwickelt iſt. Aber wenn er auch im Grunde ganz unſchuldig war, nur ein bißchen zu ſehr überzeugt von ſeiner eigenen Schlauheit und Tüchtigkeit, ſo ſucht er doch die Angelegenheit – eben, weil er ſo tüchtig iſt – zu einem guten Ende zu bringen und gelangt auf dieſe Weiſe zu einer Frau. Mit all ſeinem Scharfſinn aber kann er nicht dahinterkommen, warum die Frau niemals recht zufrieden iſt, obwohl ſie doch alles hat: einen ſo klugen Mann und das Haus am See. Er kann ſich höchſtens vorſtellen, daß ſie ſich nach dem Wohlleben der Stadt zurückſehnt, denn ſie hat dort früher in einer kleinen Wirtſchaft gedient. Dem Torfmacher wiederum begegnet die märchenhafte Ehre, daß der jüngſte Bruder auf Hof Jorga ſeine Tochter zur Ehe wünſcht und er damit der Vater einer Hoffrau wird. Die unbegreifliche Tochter ſcheint ſich zwar gar nichts aus der Ehre zu machen, nein, ſie hat gleich anfangs nicht auf den Hof gewollt, als man ſie zunächſt als Magd dorthin holte. Und es wird nun von Grieſe auf ganz köſtliche Weiſe dargeſtellt, mit zwinkerndem Humor und doch im Grunde ernſt, wie der Torfmacher zwiſchen ſeinem klugen Alltagsverſtand und dem dumpfen Gefühl, das ihn warnt, hin und her geworfen wird. Immer wieder, wenn dieſes Gefühl ſich meldet, wenn ihn eine Traurigkeit überfällt, für die er keinen Grund weiß, weil er ſich ja hütet, ihn zu ſuchen, läßt er ſich von ſeinem Alltagsverſtand herzählen, wieviel Glück auf die Tochter wartet, wenn ſie die Frau eines ſo ruhigen, verſtändigen Mannes und dazu Hoffrau, eine Auserwählte, wird, von der Ehre, die ſeiner Kate damit widerfährt, ganz zu ſchweigen.

Und die Frauen? Sie taumeln anfangs hinein in das ihnen zugedachte Los, denn ſie ſind ja nicht gewöhnt, zu handeln. Nachher haben auch ſie nur ein dumpfes Gefühl, daß etwas nicht ſtimmt zwiſchen ihnen und den ältlichen, vertrockneten Männern, aber ſie erſchlagen dieſes Gefühl nicht durch den Verſtand, denn es iſt einmal

ſo, ſie haben keinen. Matthias Frau begreift wohl auch ſpäter kaum, was ihr geſchieht; darum muß es ihr in den Schoß fallen ohne ihr Zutun. Die Tochter des Torfmachers aber wacht auf aus dem Dämmern und zerreißt ſelbſt die Bande, die ſie hemmten. Sie tut etwas ganz und gar Ungehöriges, wie ja auch die Frau des Fährmanns ihr Kind in Sünden empfängt. Sie läuft ihrem Mann und Hof Jorga weg, ſie, die Hoffrau, mit dem Knecht. Und wenn die Leute ſpäter an einer neuen Torfſtecherkate vorüberkommen, die im abgelegenſten Teil des Moores errichtet wurde, dann ſehen ſie eine junge Torfmacherfrau, von der ein ſolcher Schein von ſtiller Fröhlichkeit und glücklichem Leben ausgeht, daß man es gar nicht in Worten ſagen kann. Wieder meldet ſich der Humor Grieſes, als der Vater dieſer mißratenen Tochter nun irgend etwas erwartet, was in ſeine gedachte Welt, in der er ja im Grunde ſelbſt nur mit ſchlechtem Gewiſſen lebt, hineinpaßt. «Er ſaß wortlos und wartete; die Tochter war ihm doch einige Worte ſchuldig, vielleicht auch einen Kniefall, wie er das in ſeiner Jugend einmal in einem Buch geleſen hatte. Als nichts dergleichen geſchah, meinte er, jetzt ſei Zeit und Notwendigkeit da, einem fehlgelaufenen Kind den rechten Spruch zu ſagen. Es gelang ihm nichts. Er ſah ſie ſcheu, dann aufmerkſam, dann fröhlich und zuletzt ſtolz an...» Und wer etwa an einem ſchönen Sommerabend an der Gegend der Kate vorüberwandert, der muß dann ſtillſtehen und horchen: «Ein Heer entwickelte ſich, jagte durch Buſch und Ginſter, und die abgelegene Kate ſchrie vor Leben.»

Einfache Geſchichten ſind das, und es könnte ſie gewiß nicht jeder ſo erzählen, daß ſie uns angehen. Grieſe kann es: die kleine Welt, ſie iſt dennoch eine Welt, ein Abbild, ein Gleichnis der großen. Matthia und der Torfmacher ſind keineswegs nur Männer, über die wir lächeln dürfen. Wir dürfen lächeln, aber wir ſollen verſtehen, daß es nicht eigentlich ihnen gilt, ſondern uns ſelbſt. Haben wir nicht alle ein Stück von ihnen in uns, der eine mehr, der andere weniger? «Er war ein Mann und ſah nur, was vor Augen war», heißt es in der Legende «Der Saatgang», «aber er traf nicht das Herz der Dinge». Das wird von Jona geſagt, der vor vielen Menſchenaltern Heide und Wald rodete, wo jetzt ein Dorf liegt, und der alles mitbrachte, was ein Mann an Mut, Luſt und Kraft haben kann. Dennoch fehlt ihm etwas, was nur Margrit, ſeine Frau, erkennt. Die Welt der



Handschriftenprobe aus Friedrich Grieses Roman „Die Weißköpfe“

Väter iſt nur eine Seite des Lebendigen, ſie bleibt tot und unfruchtbar, wenn nicht zugleich die der Mütter beſchworen wird, zu den Müttern hinabgeſtiegen wird ins Dunkel, in den Urſchoß, aus dem das ewig ſich erneuernde Leben quillt. Wenn in den beiden Geſchichten Fraueninſtinkt gegen Männerſchlauheit geſtellt wird, dann iſt das ja nur eine liebenswürdige, heiter-milde Art, von dem großen Geheimnis der Urmutter zu ſprechen, den «heimlichen Mitſpieler» auftreten zu laſſen, den der ſo leicht vergißt, der nur ſieht, was vor Augen iſt. Er iſt immer dabei, immer im Spiel, in allen Büchern Grieſes, wenn er auch nicht immer wie hier ſein Stichwort für den anderen Spieler ſo laut gibt, daß der es nicht mehr überhören kann, ſo ungern er die Ohren auftut.

Wie wichtig Grieſe die Rolle des «heimlichen Mitſpielers» nimmt, können wir daraus ſehen, daß es in ſeinen Büchern immer wieder Geſtalten gibt, die beſondere Beziehungen zu ihm haben. Es ſind meiſt Frauen, in der Regel alte Frauen, Muttergeſtalten in einem überperſönlichen, ſtellvertretenden Sinne, gelegentlich auch alte Männer, die dem Bereich der Tat ſchon entrückt ſind, oder Männer, deren Todesſtunde etwas anders, etwas plötzlicher kommt, als es das allgemeine iſt. Wir erinnern uns an Alt-Lena in dem Roman «Alte Glocken», die ihre Weisheit aus dem Geiſt der Altermutter holt, und die von der Altermutter ſelbſt zu den Toten geleitet wird. Später verzichtet Grieſe auf eine ſymbolhafte Einkleidung des Urmütterlichen, bis er zuletzt in der Urmutter Beka zu einer neuen, ganz ſchlichten Symboliſierung kommt. Im «Winter» gibt es außer der Trud, die die kranken Tiere beſpricht, die Ställe ausräuchert und den Menſchen Tränke verſchreibt, alſo mehr eine Art Naturheilkunde ausübt, die alte Gundel, die Kindsfrau und Totenkleiderin der Langen Reihe. Wie Alt-Lena und ihre Artgenoſſinnen iſt ſie eine Mutter des ganzen Dorfes, darf ſich überall einmiſchen und genießt eine Autorität wie niemand ſonſt. Sie darf jedem die Wahrheit ſagen, die er ſich ſonſt ſelbſt verſchweigt, darf Männern befehlen wie Kindern und iſt ebenſo gefürchtet wie verehrt. Wenn einer ſterben wird, hört ſie den Ton einer Sterbeglocke. Als es aber mit der Langen Reihe zu Ende gehen will, kommt ein langer, anhaltender Geſang von Sterbeglocken zu ihr. Eine ähnliche Rolle ſpielt Kalla in «Sohn ſeiner Mutter» und ſchließlich die

alte Luttrud in den «Weißköpfen», die den Kindern, die mit ihrer Hilfe das Licht erblicken, anſieht, ob ihre Mutter einmal an ihnen Freude oder Kummer haben wird. Eine der ſchönſten Muttergeſtalten iſt Mutter Fanna, die nicht dieſe Rolle im Dorf ſpielt, aber mit ihren Söhnen in einer Verbundenheit lebt, die aus ſolchen unterirdiſchen Quellen geſpeiſt wird. Ebenſo verhält es ſich mit der Mutter Karl Johanns in der «Wagenburg»; ſie hört den Schritt des Sohnes, als er in der Ferne todkrank liegt und nur durch ſeinen Glauben an die Heimat gerettet wird. Und eine Frau, die nichts als Mutter iſt, ſchmerzhaft eng dem Sohne verbunden, iſt die Magd Dorta, die Mutter des kleinen Lorenz in «Sohn ſeiner Mutter». Dafür aber gibt ſie ihm den Adel des Herzens mit, der das Blut ſeiner frei geborenen Ahnen in ihm wieder ſtark und rein werden läßt.

Nicht unähnlich den alten Frauen ſehen die beiden alten Knechte in «Ur» und «Bäume im Wind», die beide auf den Namen Lorenz hören, Dinge, die anderen verborgen ſind, und ſo ergeht es auch dem Kuhknecht Fohl im «Letzten Geſicht». Ihm begegnet, als der Weltkrieg ausbricht, am Abend im Moor ein großer Zug Menſchen, die neben dem Rethbach hergehen und, wo der Weg zu ſchmal iſt, auf das daranliegende Feld treten. Fohl ſieht, daß ſie dabei das Korn nicht umlegen. Die Männer tragen ſonderbare graue Röcke und flache Mützen, wie er ſie noch niemals geſehen hat, und die Frauen ſind alle ſchwarz gekleidet; es iſt ein lautloſer, unheimlicher Zug, für den die Erklärung nicht lange ausbleibt. Handelt es ſich bei dieſen alten Knechten, die ja gewiſſermaßen kein eigenes Schickſal haben, um das Auffangen der Wellen, die ihre Umgebung treffen werden, ſo iſt das anders bei Chriſtian Boß und ſeinem Vater in «Bäume im Wind». Den Männern dieſes Geſchlechts, die ein ſtarkes Vätererbe mitbekommen haben, erſcheint in der Stunde ihres Todes der Vater als eine tröſtliche Geſtalt, die ihnen das Sterben leicht macht. Den eigentümlichſten Fall einer ſolchen Beziehung zu den Mächten des Unbewußten aber finden wir in dem Roman «Die Weißköpfe» bei dem alten Bauern, deſſen Tochter gegen den Willen des Vaters die Frau des Weißkopfs wird. Er hat einen merkwürdigen Traum gehabt, einen Wahrtraum, der ihm die Zukunft ſeiner Tochter und des Mannes, dem er ſie verweigern will, zeigt, ja, die Zukunft des Geſchlechtes, das aus der Verbindung der beiden her-

vorgeht. Darauf treibt ihn den ganzen Tag eine heftige Unruhe hin und her; als dann aber der Mann, den er im Traum ſah, wirklich an ihn herantritt, um ihn um die Tochter zu bitten, wirft er die Axt nach ihm. Hat er dem Schickſal trotzen, ſein Vorgeſicht Lügen ſtrafen wollen? In Wirklichkeit handelt er gerade im Sinne des Vorgeſichts. Denn nun muß der Getroffene ſich wehren, den Alten ganz gegen ſeine Abſicht töten und mit ſeiner Tochter außer Landes gehen, dahin, wo der Alte in ſeinem Traum die Kinder und Nachkommen der Tochter geſehen hat. Der «heimliche Mitſpieler» hat ſich als der ſtärkere erwieſen.

10

«Erde, geliebte Mutter»: ſo hat Grieſe den letzten Teil des Romans «Bäume im Wind» überſchrieben. Ja, eine Mutter iſt ſie, aus der Fülle ſpendend, die ihre Kinder nicht verläßt. Solche wie Ludwig Boß, der dem Ruf ſeiner Väter folgt und zur Erde zurückkehrt, oder Fanna, der wieder da anfängt, wo ſein Urvater einmal angefangen hatte, ſie ſind es, von denen es gilt, was Grieſe ſagt: «Er verließ die Erde nicht, da verließ ſie ihn auch wohl nicht. Niemals verließ ſie die Menſchen». Und doch iſt dieſes Geſicht nicht ihr einziges. In der großen Viſion der Erdmutter in dem Roman «Der ewige Acker» zeigt Grieſe ihre beiden Geſichter, beide ſtrotzend vor Kraft, die Geſichter einer Rieſin, ſegnend und grauenvoll, lebenſpendend und tödlich. «Ihr Leib troff von Fruchtbarkeit», heißt es da, «... ſie wehte blaue Wolken aus den Roggenfeldern auf und führte ſie durch ſtarke Ähren, die ſie aufnahmen und in ſich einſpeicherten, ſie färbte das Kraut der Kartoffelſtauden dunkelgrün und legte kleine und feſte Knollen um die Wurzelenden, ſie ließ nicht ab, bis das Gras auf den Moorwieſen hoch und der Klee auf den Feldern dicht genug war, ſie füllte die Euter der Kühe, und die Haut der Tiere auf den Weiden und in den Ställen machte ſie weich und glänzend». Ein anderes Mal aber bietet ſie ſich der Trockenheit und Dürre dar. «Sie wollte es, ſie ſtrich ihre dünnen Lenden, die mageren Schenkel, den knotigen Hals, um den die blutleere Haut ſich faltete, ſie häufte gelbes Gras und notreife Ähren, vertrocknende Kartoffelſtauden, dorrenden Klee und verkümmernde Gartenkräuter auf ihrem hageren Rücken, wandte

ſich herum und wälzte ſich darin; war ſie im Vorſommer ohne Maß in ihrer Luſt geweſen, ſo war ſie nun ſchamlos in ihrem Willen zur Unfruchtbarkeit.» Vielleicht noch großartiger iſt das Meduſenantlitz der am eigenen Blut ſich Berauſchenden im «Winter» gezeichnet. In der Legende «Der Saatgang» aber erfahren wir, warum ſie das tödliche Angeſicht zeigt. Es iſt der Urhaß des Weiblichen gegen das Männliche, das ihm Gewalt antut. Und dieſer Haß kann allein beſiegt werden durch das Opfer, das die Gewalttat wieder ausgleicht und die erzürnte Gottheit verſöhnt.

Die im Einklang leben, wiſſen davon nichts; ſie ruhen am Herzen der Mutter, während ſie zugleich aus dem Geiſt des Vaters die Tat vollbringen, die von ihnen gefordert wird. Anders ſteht es mit denen, die Vater oder Mutter verleugnen. Die «Vaterloſen», rein der Erde Hingegebenen, ſie ſind eigentlich die Schickſalloſen, Dumpfen, deren Weſen zerfließt. Hierher gehört die ſlawiſche Magd Tale von Aken in dem Roman «Der Herzog», die «tierhaft weich und geſchmeidig» iſt und aus einem Überfluß an mütterlicher Kraft das ſchwache herzogliche Kind nährt und von einer tödlichen Krankheit heilt. «Er lag», ſo heißt es von dem kleinen Herzog, «wie ein junger ſchlafender Wolf am Leib der Mutter». Ähnlich ſteht es um die Magd Metteke in den «Weißköpfen», die gutmütig und willenlos gefügig iſt und aus unbewußter Mütterlichkeit ſich der kranken Tiere und des kranken Hofſohnes annimmt. Aber ihr «trübes und dumpfes Magdtum» und «der Dunſt leiblichen Genügens am bloßen Daſein», der von ihr ausgeht, hat doch eine gefährliche Macht, den Schwachen in das nur triebhafte Leben herabzuziehen. Der Knecht Petruſch im «Winter» hat eine bedeutſame, ſehr poſitive Rolle zu ſpielen: er führt dadurch, daß die Hoftochter von Kroog ſich mit ihm vereint, der Langen Reihe das friſche, unverbrauchte Blut zu, das nötig iſt, wenn ein letztes Glied aus der Väterkette aus dem Zuſammenbruch, der kommen muß, hinübergerettet werden ſoll. Hier haben ſich die Dinge verkehrt, die Frau bringt das Vätererbe, der Mann das Geſchenk der Erdmutter mit. Als der Hofvater die Tochter mit dem Knecht in der Mooshütte im Walde überraſcht, muß er an alte Bilder denken, «auf denen Menſchen dargeſtellt waren wie die da vor ihm neben der Feuerſtelle, geſchmeidig und ſtark an Gliedern wie Tiere der Vorzeit und unbekümmert wie ſie». Wie die

Mägde, so hat auch Petrusch ein Verhältnis zu den Tieren, das den anderen auffällt, er beschwört sie durch die Kraft seines Blickes und spricht auf sie ein in Lauten, die nicht der menschlichen Sprache anzugehören scheinen. Zuletzt wird er dann freilich selbst gejagt wie ein Tier und stirbt dahin, ohne ein persönliches Schicksal erlebt zu haben. Es muß auffallen, daß alle diese Gestalten Träger slawischen Blutes sind, Menschen, die «die hintergründige slawische Welt mit ihrem grenzenlosen Hintergrund» in sich haben, die Erde, nichts als Erde ist. Als man Petrusch fragt, wo er zu Hause sei, deutet er nach der Gegend, wo an jedem Morgen die Sonne hinter den hohen Kiefern des Bergrückens emportaucht. «Er zeigte immer und immer wieder dorthin, ob sie es auch recht verstünden, daß dort und nur dort seine Heimat sei und sein könne. Er lief nach draußen, zog den Hausvater mit sich, griff mit der Hand in den Boden, warf Erdkrumen hoch, hob dabei sein Kinn, schnoberte wie ein Hund in den Wind; er sagte damit allen, daß er die Erde seiner Heimat rieche, so gewiß sei er ihr Kind.»

Wir hörten von dem ältesten Fanna, daß er in Rußland verschollen war, ehe er, der Totgeglaubte, in das Dorf Reth zurückkehrte. Gewiß ist es die Schuld des Bruders, des Dorfes, der auf die Stimme der Entarteten und Bindungslosen hörenden Zeit, daß er sein Erbe nicht mehr findet. Aber er selbst, ist er wirklich frei von Schuld? Hat er nicht den väterlichen Auftrag vergessen in den Jahren, in denen er ein russischer Bauer wurde, in denen die Ebene ihn einschluckte, ihn in sich hineinzog, in ihre Zeit- und Grenzenlosigkeit? «Zuletzt wurde er selber Erde.» Zu Hause ist der Hof, ist eine alte Mutter, aber es sind ja die anderen Brüder da, mögen sie das Erbe verwalten. «Alles würde gehen, wie es gehen sollte. Er sprach jetzt die Sprache des Landes, er kleidete sich wie alle, er dachte jetzt auch wie sie. Die Ebene verlockte dazu, der Gesang an einem nebligen Abend, die niedrigen Holzhäuser, die breiten Dorfstraßen, das langsam treibende Wasser in den Strömen.» Wenn nicht auch an sein Ohr ein Laut geklungen wäre, ähnlich dem, der Karl Johann in der «Wagenburg» die Kraft schenkte, sich der Todeskrankheit zu erwehren, der Name eines Dorfes, ausgesprochen von einem, der als russischer Kriegsgefangener drüben gewesen war – wer weiß, ob er heimgefunden hätte. So aber macht er sich frei aus der Um-

strickung, leistet die Tat des Urvaters neu und stellt dadurch den Einklang wieder her. Ist die Gewalt der russischen Erde schon so groß und gefährlich einem Menschen gegenüber, der blutmäßig anders bestimmt ist, wie sollte sie es nicht ihrem eigenen Kinde gegenüber sein? Das Bild des Zaren Peter, das Griese in den beiden Büchern «Der Herzog» und «Die Prinzessin von Grabow» zeichnet, als eines Menschen, der wie sein Land «unberechenbar, gewalttätig, gutmütig und grausam zugleich» ist, zeigt dies mit voller Deutlichkeit. Es zeigt auch, wohin es führt, wenn einem solchen Menschen die äußere Macht gegeben ist, eine Macht, wie sie nur einer anwenden dürfte, der aus der Verantwortlichkeit väterlichen Auftrags handelt. Wie bei der Frauenrevolte im «Dorf der Mädchen», bei der die reine Triebhaftigkeit sich eine Macht aneignet, die ihr nicht zukommt, wird in diesem Falle der Segen der Mutter in Fluch verkehrt. Das Angesicht der Lebenspendenden, Fruchtbaren verwandelt sich in das verzerrte derer, die «schamlos ist in ihrer Unfruchtbarkeit» und Zerstörung bringt, wohin sie kommt.

In dem Drama «Mensch, aus Erde gemacht» (1933) hat Griese sehr ernst die Folgen gezeigt, die erwachsen, wenn das Triebleben vergottet wird. Ein Bauer nimmt seinem Knecht das Mädchen weg und macht es gegen dessen Willen zu seiner Frau. Er beruft sich dabei darauf, daß der Frühling ihm ins Blut gestiegen ist, daß es «Sumpfzeit, Brutzeit» ist und die ganze Erde ein Brutplatz sei, auf dem sich alles ineinander verwühlt und sich nicht darum kümmert, was hinterher kommt. Und er selbst sei «ein Mensch, aus Erde gemacht, aus einem Erdenkloß, wie die Schrift es sagt». Aber er hat die Bibel nicht gut gelesen, sonst würde er wissen, daß erst der lebendige Odem Gottes den Erdenkloß zum Menschen macht. Vielmehr: er weiß es sehr wohl, aber er will es nicht wissen, er verschließt seine Ohren. Er wühlt sich ins Dunkel, um die Helle nicht zu sehen. Aber gerade das, dem er nicht standgehalten hat, holt ihn hinterrücks ein. Er kann nicht mehr allein sein, muß die Gesellschaft des Küsters haben, der sein schlechtes Gewissen verkörpert, ruft nach dem Amtmann, der hier der Stellvertreter Gottes ist, weil er seine Angst nicht mehr aushalten kann. Hätte er unbewußt gefehlt, so könnte er, von einem göttlichen Blitz erleuchtet, vielleicht wieder gutmachen, neu anfangen. So aber bleibt ihm nur noch eines übrig, um die verlorene

Einheit, die von ihm gewaltſam zerſtörte, wiederherzuſtellen. Er, der Bauernälteſte, ſogar in ſeinem Amt Vertreter der «Väter», deren Geſetz er mißachtete, richtet ſich ſelbſt, löſcht ſich aus und läßt dadurch das verletzte Geſetz triumphieren.

Umgekehrt wie bei dieſem Bauern liegt der Fall bei den Höfen der Langen Reihe im «Winter». Hier iſt durch ſtarres Feſthalten am Vätererbe an der Mutter geſündigt worden. Hier wurde das Triebleben, das natürliche Daſein verletzt. Das Verhältnis der Geſchlechter iſt verkehrt worden; nicht nur in der Hoftochter von Kroog und dem Knecht Petruſch, ſondern überhaupt. Die Männer kennen die Tat nicht mehr, die Frauen haben das Übergewicht. Als der Hausvater von Kroog ſeine Tochter im Walde mit dem Knecht erblickt hat, ſagt er: «Ja, ich habe ſie geſehn. Sie war nicht tot. Ich weiß jedoch nicht, ob es unſere Tochter war, was meine Augen dafür hielten. Aber gewiß iſt, daß auf Kroog zwanzig Jahre etwas mit uns gegeſſen und getrunken hat, was wir weder geboren noch großgezogen haben.» Er hat recht. Die Tochter, die aus der Welt der Väter mit einem einzigen Sprung zur Mutter Erde zurückkehrt, iſt nicht die gleiche, die im erſtarrten Geſetz der Langen Reihe erzogen wurde. Als echte Tochter der Langen Reihe aber erweiſt ſich Grita, ehe ſie durch die Liebe zu Jona und die Erkenntnis ihrer Schuld zu einem neuen Menſchen wird. «Sie hatte ihren eigenen Sinn bis zur letzten Starrheit», heißt es von ihr. Als Thord, der Landfremde, Gewalttätige, ihrer Ehre zu nahe getreten iſt, gibt es für ihr ſtarres Ehrgefühl nur den Ausweg, ihn, den ſie verachtet, zu heiraten, gleichzeitig aber zu erklären, daß ſie eher ſterben als ihm zu Willen ſein werde. Sie will damit der ganzen Langen Reihe, vor allem aber ihrer Schweſter, ein Beiſpiel geben. Es kommt freilich hinzu, daß Jona, der ihr durch eine tiefere Bindung Beſtimmte, traumwandelnd die rechte Stunde verpaßte, aber nun ſei es, wie ſie meint, an ihr, zu zeigen, daß die Ehre ihr höher ſtehe als die Wünſche des Herzens. So der Erde entfremdet und nicht mehr fähig, «das Herz der Dinge zu treffen», wie es in der Legende «Der Saatgang» hieß, ſieht ſie nicht, wie es um die Schweſter ſteht, und daß gerade das Beiſpiel, das ſie ihr geben will, der Zwang, den ſie damit auf ſie ausübt, der Weichen, Widerſtandsloſen zum Unglück wird. Es iſt gleichſam, als habe die Schweſter der ſtolzen Grita die Sünde abnehmen müſſen,

der sie selbst, die sich keine menschliche Schwachheit verzeihen würde, ausweicht. Die Schwester wird das Opfer, das die Urmutter fordert, wenn sie wieder versöhnt werden soll. Grita versteht es und erkennt ihre Schuld, darum kann sie gerettet werden. Der Langen Reihe aber wendet sich das erzürnte Antlitz der vergewaltigten Erde zu. In ihrem Todeshauch erlischt das Geschlecht der entarteten Kinder bis auf das letzte Glied, das nun wieder das erste eines neuen sein wird.

Wir erinnern uns des tragischen Schicksals der beiden Geschwister, denen die slawisch-deutsche Blutmischung zum Unglück ausschlug. Auch hier können wir durch die Gesetze des Blutes hindurch die beiden Spieler am Werk sehen: Vatersinn und mütterliches Erbe, Urvater und Urmutter in unheilvollem Konflikt. Statt miteinander zu wirken in lebendiger Einheit, streben die Teile auseinander und bekämpfen sich. Besonders einleuchtend wird das bei der Prinzessin von Grabow, deren Geschichte, von Griese bescheiden ein Bericht genannt, ebenso bewunderungswürdig als psychologische Studie ist wie als Kunstwerk, in dem die dunkle Schwere des Stofflichen aufgezehrt wurde vom geheimnisvoll schimmernden Kristall der Form. Wie bei ihrem Bruder, so fällt auch bei ihr auseinander, was eine Einheit bilden sollte. In der Obhut der frommen Mutter, in der Rolle überhaupt, die ihr das Leben zuteilt, und die sie unwidersprochen auf sich nimmt, wird sie dazu gedrängt, das Triebhafte in sich gänzlich zu unterdrücken. Die Schwermutsanfälle, die übersteigerte Frömmigkeit, die sie als Kind schon gelegentlich zeigt, und die sogar der Frau Mutter bedenklich vorkommt, weisen darauf hin, daß hier der Natur Gewalt angetan wurde. In den Frühjahrsnächten, in denen der Wind ihr über das Gesicht streicht, «voll von dem jungen Gras und Kraut, das überall hervorkam, von den aufbrechenden Erdkrumen und den geöffneten Knospen», liegt sie in einem gläsernen Halbschlaf. Sie sieht ein Traumbild, den, der sie erlösen, der Erde wiedergeben soll: «Er hatte Ähren um seinen Nacken gewunden, Blätter waren in seinen Haaren, und seine Füße gingen tief in Gras und Kraut.» Die alte Grävenitzen, die Hofdame ihrer Mutter, die noch an Zauber und Hexen glaubt, versucht, das sonderbare Wesen der Prinzessin auf ihre Weise zu heilen. Aber ein Zauber, der gewußt wird anstatt geglaubt, schlägt in sein Gegenteil

um; ſchon im Märchen verſiegen die wundertätigen Kräfte der Unterirdiſchen, wenn man ſie anſpricht oder ihnen heimlich zuſieht. Man gibt die Prinzeſſin in eine Ehe, die eigentlich keine Ehe iſt, und ſie nimmt ſie auf ſich wie eine Heilige. Wenn der König krank iſt, wird ſie zur aufopfernden Pflegerin, und das freut ihn; iſt er aber geſund, ſo bringen ihn ihre Bekehrungsverſuche auf. Da kommt der Zar zu einem Beſuch nach Berlin. Sophie Luiſe ſieht ihn – und ſieht ihr Traumbild. Mit geſchloſſenen Augen geht ſie neben ihm aus dem Saal, nachdem er den ganzen Abend faſt nur mit ihr getanzt hat. Als ſie ſpäter, tief in der Nacht, ins Schlafzimmer des Königs ſtürzt, Geſicht und Hände blutbeſpritzt, denn ſie hat die verſchloſſene Glastür mit ihren Fäuſten zertrümmert, ſchreit der König auf und hält ſie für die weiße Frau, ein Geſpenſt. Ja, ſie iſt es, das Geſpenſt nur eines Menſchen, zerbrochen unter dem Anſturm der Urmacht. An Stelle des Traumbildes hat ſie das Meduſenantlitz der Erde geſehen, hat ſich gegen ſie gewendet, was ſie verleugnete, verleugnen mußte. Was kann ſie noch tun, als in die Heimat zurückkehren, ſich zur Frau Mutter flüchten und in den Frühlingstagen ihre Fenſter dicht verhängen?

Schließen wir die Reihe mit Jona, dem Dichter und auch uns eine Lieblingsgeſtalt! Er lebt im Einklang mit Vater und Mutter, obwohl er in der Einſamkeit des Waldes aufwuchs und die irdiſchen Vertreter der göttlichen Mächte kaum gekannt hat. Er kann die Zeichen leſen, mit denen die Natur anzeigt, was ſie vorhat, denn auch er iſt Erde, und ſo kündigt ſich ihm in ſeinem Blut an, was mit der Erde vor ſich geht. Aber doch iſt er ihr auf eine andere Weiſe verbunden als der ganz triebhafte Petruſch, ſein Vater. Denn er nimmt nicht nur hin, was er ſieht, ſondern er deutet es ſich und anderen, er beobachtet, vergleicht. Wie ſein Vater, ſo verſteht auch er ſich auf die Tiere, aber ihre Art, einen Hund zu zähmen, iſt ſo verſchieden, wie ſie es überhaupt ſind. Wo Petruſch beſchwört, wendet ſich Jona mit erzieheriſchem Inſtinkt an die Seele des Tieres, das ihm Freund und Helfer werden ſoll. Als Gritas Schweſter den Tod geſucht hat und das ganze Dorf ihren Spuren im verwehten Schnee nachgeht, ohne ſie zu finden, macht ſich auch Jona auf. Man könnte nun glauben, daß er aus einem Naturtrieb den richtigen Weg fände, doch das wäre falſch gedacht, denn er ſtand ja nicht in

einer engeren inneren Beziehung zu dem Mädchen, die ihn hier leiten könnte. Dennoch verfällt er als einziger auf den Gedanken, der ihn richtig führt, weil er zu jener Zeit der einzige in der Langen Reihe iſt, der «das Herz der Dinge trifft». Der letzte Weg des an der Liebe verzweifelnden Mädchens iſt der Pfad durch die Felder geweſen, den ſie früher mit ihrem Liebſten ging. Jetzt, da wir es hören, meinen wir, es habe nicht anders ſein können. Und weil Jona ſo einer iſt, wird ihn Mutter Erde auch nicht verlaſſen. Als er mit Grita aus dem Dorf geht, ruhigen Herzens aufgibt, wovon ſich die anderen, dem Untergang Geweihten, nicht trennen können, und nach Weſten zu durch das Schneefeld wandert, hat der Winter für ihn nichts Unheimliches mehr. Er bückt ſich, nimmt eine Handvoll Schnee und bückt ſich tiefer: «Er meint, den Geruch friſch aufgebrochener Ackerkrumen zu ſpüren.»

II

Mehrere Male ſchon ſind wir auf unſerer Wanderung dem letzten bisherigen Werk Grieſes, dem Roman «Die Weißköpfe» (1939) begegnet. Wenn wir uns ihm am Ende unſeres Weges noch einmal zuwenden, dann geſchieht es, weil wohl jeder, der Grieſe kennt, dieſes Buch als Krönung ſeines Schaffens empfunden hat. Gewiß geht es um die gleichen Fragen wie bisher. Gerade Thie, der Weißkopf, verkörpert in wundervoller Geſchloſſenheit das Menſchenbild, auf das es Grieſe ankommt, den Menſchen, der im Einklang mit den beiden Mächten lebt, die zuletzt ja eins ſind. Und doch hebt ſich die Geſtalt Thies aus allen anderen Geſtalten in Grieſes Büchern heraus. Zum erſtenmal haben wir hier einen Mann, der das ihm beſtimmte Schickſal bewußt annimmt. Alle andern ſuchten, fanden auch wohl oder fanden nicht den Weg, der ſie zum Einklang führte, oder ſie lebten unbewußt darin. Hier aber ſehen wir einen, der aus dem Traumwandel der Unbewußtheit aufgeweckt wird durch ein furchtbares Erlebnis, der ſein Schickſal aufgeblättert vor ſich ſieht, und der es in ſeiner ganzen Schwere wiſſend auf ſich nimmt. Niemand entrinnt ſeinem Schickſal, jeder läuft ihm entgegen, wie Grieſe ſagt. Nur die Arten, ihm zu begegnen, ſind verſchieden. Der eine trotzt ihm und muß dann doch erleben, wie er all das auf ſein

Haupt herabgezwungen hat, dem er ausweichen wollte. Der andere «trottet und werkelt ihm zu, arbeitſam und willig, aber ſtumpf wie der ſtumpfe Alltag». Der dritte aber «ſieht es und ſtellt ſich ihm», nicht in Trotz und Abwehr, ſondern indem er die Aufgabe erkennt, die es ihm gibt. «Der erſte Teil iſt eingetroffen gegen unſeren Willen», ſagt Thie zu der Frau, die es mit ihm teilen ſoll, als das Unheil über ſie beide hereinbricht. «Beim zweiten ſoll dein und mein Wille mit dabei ſein.»

Der erſte Teil des Romans iſt überſchrieben «Die Brautwerbung». Eine unheimliche Brautwerbung fürwahr: der Mann, der kommt um zu werben, muß in der Notwehr den Vater der Braut erſchlagen, weil dieſer die Axt gegen ihn ſchleudert. Der Alte war einer, der dem Schickſal zu trotzen gedachte, und der doch gerade das herbeiführen mußte, was er verhindern wollte. Denn Alheit, die Tochter, iſt Thie nachgegangen, ſie hat das Furchtbare miterlebt; nichts könnte die beiden feſter aneinanderbinden. Und nun müſſen ſie fort in die fremde Gegend, die der Vater im Wahrtraum geſchaut hat. Für Thie bedeutet das Erlebnis, das einen anderen wohl hätte umwerfen und auf eine abſchüſſige Bahn treiben können, das Erwachen aus der Unbewußtheit. Schon mehrmals hat das Schickſal hart an die Tür geklopft, aus der es ihn jetzt endgültig hinaustreibt. Nicht nur Vater und Mutter ſtarben, auch die beiden älteren Brüder mußten früh dahin, obwohl das Geſchlecht ſeit alter Zeit beſonders kraftvoll war. Aber jetzt erſt erfährt er, für welche Aufgabe er, der Jüngſte, aufgeſpart worden iſt. So macht er reinen Tiſch, geht zuerſt auf den Hof des Erſchlagenen und zeigt ſeine Tat an; ſodann zieht er mit Alheit mit einem Wagen, einem Pferd und zwei Kühen in die Fremde. Der große Hof im Walde, die Heimat ſeiner Ahnen, bleibt verlaſſen zurück. Aber die Väter ſelbſt gehen mit ihm. Ohne daß es ausgeſprochen wird, wiſſen wir es: die ſchwere Hand des Schickſals, die ihn traf, war nichts anderes als die Hand der Väter, die ihm einen Auftrag gab. Wenn er ſich dem Schickſal ſtellt, ſo iſt es, weil er den Auftrag annimmt.

Zog nicht ſchon einmal einer aus, wie Thie jetzt auszieht, ohne einen beſtimmten Ort zu wiſſen, nur dem «inneren Weiſer» folgend? Es war Hans Tromp, der Träumer, und wie dem Hans im Glück des Märchens fiel ihm zu, was er geſucht hatte, ohne daß es ihm be-

wußt war. Aber er fand es ja eigentlich für einen anderen, der ſich in Qual und Not darum abgemüht hatte: Jürgen Boye, der «Ur» ſuchte. «Warum fand er», ſagt Grieſe in der Selbſtdarſtellung, «den Zuſammenhang mit den Kräften des Bodens nicht, warum konnte er ihn nicht finden? Er war kein Glied in der Kette des Geſchlechts, er war ein Alleingänger, kannte ſein Woher nicht, und alſo blieb ihm auch ſein Wohin verborgen». Als Grieſe «Ur» ſchreibt, iſt er in der Kriſe, die für ſein Schaffen ſo bedeutſam wird. Er kann ſeinen Jürgen Boye ſich nicht als Glied in der Kette des Geſchlechts empfinden laſſen, kann ihm ſein Woher nicht offenbaren, weil er ſelber ſich erſt einmal hat freimachen müſſen von dem Überkommenen, in jenem Akt der Selbſtbeſtimmung, der Auflehnung, des prometheiſchen Trotzes, den ein junger Menſch vollziehen muß, wenn es ihn dazu drängt – auch auf die Gefahr hin, daß er ſich verliert. Erſt wenn das geſchehen iſt, kann Stück für Stück die verlorene Welt wiedererobert werden. Wer nun mitten in dieſem Eroberungszug ſteht, ſieht ſelten zurück, ſchaut vorwärts. Dann aber ſtellt ſich eine neue Lebenswende ein, und wir brauchen kaum an die großen Beiſpiele zu denken, die wir im Reich der Dichtung kennen, um zu begreifen, daß Grieſe ſich in den «Weißköpfen» von der Schau der Lebensreife aus noch einmal die Frage Jürgen Boyes hat vorlegen müſſen. Jetzt aber kann er uns zeigen, was damals nicht möglich war: wie das Woher und das Wohin eines Menſchen untrennbar zuſammengehören und das eine ſeinen Sinn von dem anderen empfängt. Man kann nicht die «Mutter» ſuchen, während man dem «Vater» entläuft. Beide gehören zuſammen, ſind im letzten Grunde eins. Erſt wer das erkannt hat, dem ſchließt ſich ſein Schickſal auf.

Es mag ſchon äußerlich auffallen, daß eine Verwandtſchaft zwiſchen den beiden Büchern beſteht und das eine das Gegenſtück zum anderen iſt. Beide Male iſt der Schauplatz der Wald und damit nicht der gewöhnliche in Grieſes Büchern. Aber während Jürgen ſuchend darin umherirrt und auch die Hütte, die er ſich gebaut hat, bald wieder zerſtört findet, legt Thie einen Hof in ihn hinein. Der Wald iſt dunkel und gefährlich, der Hof, der Acker bannen die Gefahr in ihrem Umkreis. Beides muß ſein und ergänzt ſich. Der Wald iſt den Vätern zugeordnet, die Erde den Müttern, «der eine lehrt ſie» – die Menſchen – «die Gefahr des Lebens, die andere iſt ihnen mütter-

liche Nährerin». In ganz ſchlichter Sinnbildlichkeit werden dieſe Dinge in den «Weißköpfen» dargeſtellt und laſſen ein Licht nach rückwärts auf das Buch «Ur» fallen. Wir verſtehen es jetzt tiefer, warum Jürgen Boye ſeine Hütte im Walde zerſtört finden mußte. Die Mutter konnte ihn nicht annehmen, weil er den Vater floh. Er tat es aus einem Irrtum, der notwendig war und doch ein Irrtum blieb. Denn die Forderung der Väter – wir haben es an vielen Beiſpielen geſehen – iſt ja keineswegs das ſtarre Feſthalten am Überlieferten, ſondern das Gegenteil: die Tat, der neue Anfang. Als Thie von Haus und Hof und damit von vorn anfangen muß, weiß er, daß der Altbauer, der Urvater ſeines Geſchlechts, ihm das ſchwere Schickſal ſelbſt auferlegt hat. «Bis hierher hatte das Geſchlecht vor dem Altbauern Ruhe gehabt, nun forderte er es vor und erinnerte daran, daß er in ſeinem Grabe noch nicht tot war.»

Kann es uns wundern, daß auch Hal, die Wölfin, wieder auferſteht? Als Thie Alheits Vater erſchlägt, ohne es zu wollen, muß er ſich auch gegen ſeinen Wolfshund wehren und nimmt ihn mit ſich. Im Walde entweicht der Hund. Wie bei Hal, ſo kommt auch bei ihm in der ungewohnten Freiheit die wölfiſche Natur wieder zum Vorſchein. Wie Hal, ſo wird auch der Hund zum Unhold, der ſchlimmer als die Wölfe hauſt und die Geſetze des Waldes durchbricht. Grieſe erzählt die Geſchichte des Hundes ſo ſchlicht und natürlich, mit ſoviel urſprünglicher Liebe zum Wald und ſeinen Geſchöpfen, daß man faſt vergeſſen könnte, daß ihr ein ſinnbildlicher Gehalt innewohnt. Und doch iſt das Tier «mit in den Ring eingefügt», der das Schickſal Thies umſchließt. Sehen wir, wie gefährlich der Weg iſt, den er geht? Was geſchehen kann, wenn eine Stunde alles zerſtört, was vorher Geſetz und Herkommen geweſen iſt? Ja, Thie weiß es, und auch Alheit, die erſt nach und nach zu ſich ſelbſt und dem Bewußtſein der Verantwortung, die ſie trägt, erwachen muß, erfährt es. Aber der Wiſſende, der ja nicht wie das Tier nur durch Zwang, durch die Überlegenheit des Menſchen zur Bändigung ſeines Trieblebens gebracht wurde, er hat die Möglichkeit, ſein Schickſal mit Wiſſen und Willen anzunehmen. Er geht damit den einzigen Weg, der ihn vor der Zerſtörung ſeiner ſelbſt bewahrt. Auch Thie iſt nicht unfehlbar, aber er iſt wach; er merkt auf, wenn die innere Stimme ihm

ſagt, daß er vom Wege abgewichen iſt, und findet wieder zurück. Er erfüllt die härteſten Aufgaben, die ſein Schickſal ihm ſtellt, und wächſt daran, äußerlich wohl ein wenig gebeugt, innerlich aber unverwundbar. Es kann gar nicht anders ſein, als daß am Ende ſeines Lebensweges das rieſige Steingrab ſteht, über dem ſich ein einzelner Baum erhebt, der «weitum nicht ſeinesgleichen hat an Höhe und Stärke…gewaltig und faſt erſchreckend in ſeinen Ausmaßen», ein «Urvater Baum».

Jürgen Boye tötet Hal und ſtirbt im tiefen, mooſigen Waſſer, das für ihn «Mitte der Erde» iſt; im Tode nimmt ihn die Mutter auf, die er im Leben nicht fand. Das iſt das Ende des Einzelgängers. Iſt das Schickſal Thies leichter? Wem mehr gegeben wurde, von dem wird auch mehr gefordert. Denn es geht ja nicht nur darum, daß ſein eigener Weg ihm vorgezeichnet iſt, ſondern «die Gemeinſchaft eines lebendigen und ſtarken Geſchlechts wurde von dunklen und gefährlichen Gewalten angegriffen». Es iſt nicht damit getan, daß Thie und Alheit für ihre eigene Perſon ihr Schickſal auf ſich nehmen, der Arm der Väter langt hinüber in die nächſte Generation und von dieſer wieder in die nächſte. Zum erſtenmal führt uns Grieſe in dieſem Roman in eine Familie mitten hinein, in ein Haus voller Kinder, die alle ihren eigenen Charakter haben, die wir aufwachſen ſehen, in ihren kindlichen Spielen beobachten. Auch das iſt alles von vollendeter Schlichtheit und wird mit ſo natürlicher Herzenswärme erzählt, daß wir meinen, das Klopfen des Schickſalshammers unter dem Boden, auf dem ſich faſt ein Idyll abſpielt, überhören zu dürfen. Dann aber ſchlägt der Hammer zu. Der älteſte Sohn entartet; an dem zweiten, der echtbürtig und tapfer iſt wie nur je einer aus der Sippe, wiederholt ſich das Unheil, das den Vater traf, auf einer anderen Ebene und fordert die Sühne der irdiſchen Gerechtigkeit. Es ſind Szenen von erſchütternder Größe, in denen das eine Mal der Vater, das andere Mal die Mutter gleichſam zu mythiſchen Geſtalten aufwachſen, während ſie das dem Tode verfallene Kind zum Sterben geleiten. Aber es ſind auch zwei Töchter da, die ſo ſicher in ſich ſelbſt ruhen, daß ſie die Klarheit und den Freimut mitbekommen zu haben ſcheinen, den ein ganzes Geſchlecht in der Töchterreihe entwickelt hat, und noch zwei Söhne, die ſo gerade gewachſen ſind wie die Bäume, die ihr Vater bei ihrer Geburt

pflanzte. War es ein Fluch, fragt ſich Thie in ſeiner Sterbeſtunde, der ihm an jenem entſcheidenden Tage ſeines Lebens mitgegeben wurde? Nein, es war wohl kein Fluch und auch kein Segen. Es war Schickſal, eine vorbeſtimmte Aufgabe; alles mußte ſein, wie es war.

Wie ein Leitmotiv tauchen immer wieder in dem Buche die alten Erzählungen auf, die Thie vom Altbauern Jörd, dem ſagenhaften Urvater ſeines Geſchlechts, und den anderen Männern unter ſeinen Vorvätern weiß, in denen die Art beſonders ſtark zum Ausdruck kam. «Die Toten haben lange Arme.» Nun geht auch Thie ein zu ſeinen Vätern, auch er einer von ihnen, denen die Aufgabe geſetzt war, «auf neuer Erde klare Sicht um das Geſchlecht herum zu ſchaffen». Altbauer Jörd ritt auf ſeinem Hengſt Feuermähne einſt aus gebirgigem Nordland ein im «ebenen Land» und legte einen Hof in den Wald. Thie war das gleiche beſtimmt, wenn es auch nun nicht mehr darum ging, als Eroberer einzureiten. Die nach ihm kommen, haben es leichter, und ſo ſoll es auch ſein. Aber wenn dann ein Geſchlecht aufwächſt, das nicht mehr aus der Kraft und Weisheit der Alten, nicht mehr «aus der heiligen Unraſt des Bodens» lebt und in der Erde nicht mehr ſeine geliebte Mutter ſieht, ein Geſchlecht, das aus dem Dorf eine Verſorgungsanſtalt macht und aus dem Wald eine Anhäufung von Nutzhölzern – dann, ja, dann erhebt ſich Vater Thie aus ſeinem Steingrab. Er ſorgt dafür, daß etwas geſchieht, was die ſchlummernde Kraft ſeines Geſchlechts wieder weckt. «Er zerſchlägt das, was ſoeben noch wohlbehütet erſchien, er ſchlägt, daß Steine aus der Erde fliegen, er wühlt den Boden um, daß kein geſicherter Brocken mehr übrig iſt. Er macht eine Unordnung, die gar nicht überboten werden kann. Und dann geht er wieder an ſeinen Ort und legt ſich geruhſam hin. Er hat ſeinen Auftrag erfüllt.» Neben ihm aber ſteht Urmutter Beka, ſie, die in Staub zerfiel, als ihre Söhne ſie auf ihre Bitte ſterbend auf die Erde legten. Seitdem iſt ſie überall, wohin das Schickſal ihre Kinder treibt; ſie war es auch, die Thie im Steingrab empfing. Nie hat ſie ihre Söhne verlaſſen. Und «ſo rauh kann der Alte es gar nicht treiben, daß die Söhne ſich nicht immer in ihrer Nähe fühlen».

In keinem ſeiner Bücher kommt die Aufgabe, die ſich Grieſe geſtellt hat, der Auftrag, der ihm wurde, umfaſſender zum Ausdruck. Wir glauben ihm gern, daß es nicht ſein Wunſch iſt, aus unſerem

Volk einen Haufen von Ackerbauern und Viehzüchtern zu machen, wie er das mehrmals geäußert hat. Es handelt ſich ja nicht um Ackerbauer und Viehzüchter, ſo wahr und reich das Bild der dörflichen Welt ſich in ſeinen Büchern darbietet. Es iſt die Gewißheit von der «Untrennbarkeit des Ganzen», die hinter dieſem Bilde ſteht. Eine alte Weisheit, die uns alle angeht, wurde von ihm neu gefunden und auf eine neue Weiſe verkündigt, eine Weiſe, wie ſie der Stunde entſpricht, die ſich heute als die Schickſalsſtunde unſeres Volkes vom Weltenbaum löſt. Immer noch ſind dem deutſchen Volk die Dichter geſchenkt worden, die es zu ſeiner Zeit braucht.

12

Daß Grieſe ein Dichter iſt, davon aber, will uns ſcheinen, haben wir zu wenig geſagt. Er ſelbſt meint zwar, daß es weiter keine Kunſt ſei, Bücher zu ſchreiben, nachdem einem etwas «zugetragen» wurde: «Ich ſehe, und ich ſchreibe nieder. Mehr iſt nicht daran.» So erzählt er bereitwillig, durch welche Anläſſe ſeine Bücher zuſtande kamen. Der Roman «Winter» etwa verdankt ſeine Entſtehung einem Erlebnis des harten Winters von 1924, in dem der Dichter im tiefen Märzſchnee eine Herde Wildgänſe ſah, ungefähr zweihundert, die kraftlos auf einem Schneefeld lagen, ſich anfaſſen ließen und ſich nicht rührten. Sie hatten ihr oberſtes Geſetz, Menſchen zu meiden, vergeſſen, weil die Natur ihre eigenen Geſetze in dieſem Jahre aufgehoben hatte. Die «Weißköpfe» beruhen auf einer Erzählung eines alten Knechtes, die Grieſe im Jahre 1904, alſo noch als Kind, hörte, und die er wörtlich in Mecklenburger Platt ſeinem Roman anfügt. Nun iſt gewiß das erſte Erlebnis erſchütternd geweſen, und die Erzählung des Knechtes, die noch nicht einmal eine Druckſeite einnimmt, kann in ihrer Art geradezu klaſſiſch genannt werden. Aber – glücklicherweiſe – iſt damit gar nichts erklärt. Wie aus dem Bild der Wildgänſe im Schnee das ſtrenge, bezwingende Buch vom Untergang eines Dorfes wurde, wie die Erzählung des Knechtes ſich zu einem Roman auswuchs und verdichtete, in dem kein Zug willkürlich hinzugetan zu ſein ſcheint, ſondern jeder aus tiefſter Notwendigkeit geboren, das iſt das ewig unbegreifliche Geheimnis der dichteriſchen Schöpfung.

Es wäre verlockend, die Landſchaft von Grieſes Dichtung noch einmal zu durchwandern, jetzt nicht auf geradem Wege, ſondern kreuz und quer, und den Blick auf den Einzelheiten verweilen zu laſſen. Wie vieles iſt da zu finden, wovon man noch erzählen möchte! Wie viele charakteriſtiſche Bildungen und Einzelſchönheiten auch der Form, auf die hinzuweiſen wäre! Man denke allein an die prachtvollen leitmotiviſchen Naturbilder, die das, was ſonſt von uns als das Zuſtändliche geſehen wird, in ſeine urſprüngliche Dynamik auflöſen, wie die Sonnenauf- und -untergänge in «Bäume im Wind», die Waldſzenen in den «Weißköpfen». Beſonders der Roman «Winter» iſt von ſolchen leitmotiviſch-balladenhaften Naturſzenen durchſetzt, ja, iſt ſelbſt eine einzige große Naturballade, in der die aktiven Träger der Handlung nicht die Menſchen ſind, ſondern der heiße Sturm des Sommers, der ſeine Pranken gegen die Wände der Höfe ſchlägt, und die Kälte, die ſie dann anſpringt wie ein wildes Tier. Während dieſe für die Architektonik ſeines Stils charakteriſtiſchen Einzelbilder an entſcheidenden Stellen aufleuchten, um dann wieder abzuklingen, bildet die Landſchaft des «ebenen Landes», mit Menſch, Tier, Haus und Hof, den großen, gelaſſenen Hintergrund, auf dem ſich alles abſpielt, aus dem alles herauswächſt. Ja, auch in dieſem Sinne iſt der Menſch in Grieſes Büchern der Landſchaft «urſprunghaft einbezogen». Seine Geſtalten haben gleichſam keine feſten Konturen, ſind nicht ſcharf umriſſene Individualitäten, ſondern tragen mehr typiſchen Charakter. Und doch ſtehen ſie vor uns in einer manchmal faſt ſchmerzhaften Deutlichkeit, weil ſie in ihrem Innerſten erfaßt ſind, in dem, was ſie nicht wiſſen, und aus dem ſie doch leben. Es iſt bezeichnend für Grieſes künſtleriſches Feingefühl, daß er, wenn er von dieſen Menſchen ſpricht, oft gerade in den Szenen ſtärkſter Handlung uns das, was ihnen geſchieht, mit den Augen eines Dritten ſehen läßt. So erleben wir im «Winter» den Tod von Gritas Schweſter mit Jona nach, der in ſchwerem Schweigen ihren Spuren im Schnee folgt und ſieht, daß ſie im Moorteich enden. Zur Vollendung gebracht iſt dieſes Kunſtmittel in der Erzählung «Das Kind des Torfmachers», in der uns das Schickſal der Tochter faſt ausſchließlich im Spiegel der dumpf-befangenen, mit einem bei Grieſe nicht allzu häufigen hintergründig-leiſen Humor gezeichneten Torfmacherſeele des Vaters gezeigt wird.

Aber all das, wovon man erzählen könnte, iſt noch nicht das Wichtigſte. Es gibt Szenen in Grieſes Büchern, ganz ſtille Szenen, die einen mit einer Gewalt ergreifen, daß man dafür kein anderes Wort finden kann als das, was er im «Saatgang» ſagt: ſie treffen «das Herz der Dinge». Der Tod des Vaters von Chriſtian Boß in «Bäume im Wind», die Szene auf dem Hof, der Alheits Vater in den «Weißköpfen» gehört, während im Walde das Unheil ſeinen Lauf nimmt, die Begegnung von Vater und Sohn am Schluß von «Sohn ſeiner Mutter», die Heimkehr Karl Johanns in der «Wagenburg»: hier ſtehen wir vor einem Geheimnis, das wir nicht löſen können, erliegen wir einem Zauber, den wir zerſtören würden, wenn wir ihn auszudeuten verſuchten. Und ſchließlich iſt es nicht anders mit dem unverwechſelbaren und doch verſchwebenden Duft, der über dem Werk eines Dichters liegt und den wir Stil nennen. Wir können wohl einzelne Elemente betrachten, können ſagen, daß Grieſes Stil ein ſehr deutſcher Stil iſt, dem Märchen, der Sage, der Volkserzählung verwandt, weil er ja ein urſprünglicher Erzählſtil iſt, aber haben wir damit ſein Weſen erfaßt? Wie es kommt, daß er in den «Weißköpfen» eine geſättigte Leuchtkraft hat, im «Winter» die Schwere der unterirdiſchen Spannung, in der «Wagenburg» das Halblicht des Traumwandleriſchen, in der «Prinzeſſin von Grabow» einen eigentümlich opaliſierenden Schimmer – und daß wir trotz ſolcher Verſchiedenheit immer Grieſe in ihm erkennen: das bleibt dennoch unerklärbar.

Wohl uns, daß wir Dichter haben, die im Beſitz ſolcher Geheimniſſe ſind, und daß Grieſe zu ihnen gehört.

Zeittafel zu Grieſes Werken

1921 Feuer. Roman.
1922 Ur, eine deutſche Paſſion.
1923 Das Korn rauſcht. Erzählungen.
1924 Alte Glocken. Roman.
1925 Wittvogel. Novelle.
1927 Die letzte Garbe. Erzählungen.
Die Flucht. Novelle.
Winter. Roman.
1929 Tal der Armen. Roman.
Sohn ſeiner Mutter. Roman.
1930 Der Herzog. Roman.
1931 Der ewige Acker. Roman.
1932 Das Dorf der Mädchen, eine Chronik.
1933 Menſch, aus Erde gemacht. Drama.
Der Saatgang. Erzählungen.
1934 Das letzte Geſicht. Roman.
Der Ruf des Schickſals. Erzählungen.
Mein Leben. Von der Kraft der Landſchaft.
1935 Die Wagenburg. Roman.
Ruf der Erde. Schulausgabe.
1936 Die Prinzeſſin von Grabow. Erzählung.
Das ebene Land, Bildbericht von Mecklenburg.
1937 Das Kind des Torfmachers. Erzählung.
Wind im Luch. Luſtſpiel.
1938 Bäume im Wind. Roman.
Fritz Reuter. Biographie.
1939 Die Weißköpfe. Roman.
Der heimliche König. Drama.
1940 Unſere Arbeit iſt Glaube.

Friedrich Griese

Die Weißköpfe

Roman

25. Tauſend. In Leinen RM 5.80

„Der Dichter erzählt dies harte Geſchehen wie eine alte Chronik in kraftvoller, ausdrucksklarer, bildgerechter und dennoch verhaltener Sprache, deren Stimme wie unmittelbar aus dem Geheimnis der Waldfinſternis hervorzugehen ſcheint.“ Nationalzeitung, Eſſen

„Auch in dieſem Buch erweiſt ſich der Mecklenburgiſche Heimatdichter wieder als der kraftvolle Geſtalter ungründiger bäuerlicher Welt.“ Völkiſcher Beobachter

Bäume im Wind

Roman

15. Tauſend. In Leinen RM 5.80

„Mit bewundernswerter Kraft fügt Griese das bunte Moſaik der Lebensbilder zuſammen zu einem einzigartigen Romanwerk von großer Tiefe. Die beſinnliche Heiterkeit des Herzens wechſelt ab mit echter Tragik, über allem aber ſteht das unbeugſame Geſetz des Lebens. Es iſt ein ſtarkes und ſchönes dichteriſches Werk.“ Danziger Vorpoſten

Die Wagenburg

Erzählung

55. Tauſend. In Leinen RM 4.50

„Wir haben nur wenige deutſche Bücher, in denen die ganze Geradheit, die ganze Treue der deutſchen Natur ſo erſchütternd Wort geworden iſt, wie in dieſem reinen, klaren, ſchlichten und doch von innerſter Einſicht in die Lebensgeheimniſſe durchdrungenen Buche.“ Leipziger Neueſte Nachrichten

---

Albert Langen / Georg Müller / München

Friedrich Griese

Das Kind des Torfmachers

Erzählung

20. Tauſend. Biegſam gebunden RM 2.20

„Die Fabel von der Tochter des Torfmachers, die aus ihrer Welt geholt wird in eine liebloſe Ehe auf dem großen Bauernhof, die aber mit dem Knecht zurückläuft ins Moor und mit ihm dort ihre Kate baut: dieſe Fabel wird in ſtrenger Eindringlichkeit und in der Einheit von Bild und Wort zu einem Gleichnis von den Notwendigkeiten der wirklichen Lebenserfüllung." Fränkiſcher Kurier, Nürnberg

Das letzte Geſicht

Roman

15. Tauſend. In Leinen RM 5.50

„Da weht einem ein mächtiger Atem entgegen, und es iſt der Atem des Lebens; da wird man hineingeriſſen in Kraftſtröme, und es ſind die alten ewigen Kräfte der Welt ... dieſe Geſchichte iſt über alles Lob hinaus bedrängend und befreiend, groß und wahrhaftig. Sie iſt Kraft von der ewigen Kraft unſeres Volkes, die nur verſchüttet war, ſie iſt Geiſt von jenem Geiſte, der uns die Zukunft bauen ſoll." Hannoverſcher Anzeiger

Das Dorf der Mädchen

Eine Chronik

5. Tauſend. In Leinen RM 5.50

„Die Sage vom Ende der großen Herren und von der Geburt des freien Bauern, die – in einer ruhigen, klugen und großzügigen Weiſe erzählt – zugleich eine Sage vom Siege des deutſchen Blutes iſt."

Magdeburgiſche Zeitung

Albert Langen / Georg Müller / München

Friedrich Griese

Alte Glocken

Roman. Neue Ausgabe. 38. Tausend. In Leinen RM 4.80

Die alte Sage von der Glocke, die im Sumpf versank, als die Zeit des Unfriedens und der Untreue war, und die wieder erlöst wird von dem einfältigen, friedvollen und treuen Menschen.

Der Herzog

Ein biographischer Roman. 6. Tausend. In Leinen RM 5.80

Die mit Spannungen gesättigte Welt des Barock tut sich auf, im Schicksal eines Fürsten eine ganze Epoche mit all ihrem Glanz, ihrem Elend, ihrer Leidenschaft, ihrem Heldenmut und ihrer Verzweiflung.

In der Kleinen Bücherei:

Der Saatgang

Erzählungen. (Die Kleine Bücherei Nr. 11) 50. Tausend. Gebunden 80 Pfg.

„Fünf Erzählungen von ungeheurer urwüchsiger Kraft, die immer wieder den mit der Heimat verwurzelten Dichter die Geschichte seines Volkes erzählen läßt." Freiheitskampf, Dresden

Die Flucht

Erzählung. (Die Kleine Bücherei Nr. 103) 15. Tausend. Gebunden 80 Pfg.

„Grieses tief und gehaltvoll geschriebenen bäuerlichen Erzählungen reiht sich ‚Die Flucht' würdig an. Mit ausgesprochen dramatischer Kraft geschrieben, kündet sie von den Urgesetzen aller bäuerlichen Ordnung: der Reinerhaltung der Art, und erschüttert uns mit der Schilderung eines Mannes, der in selbstgewählter Sühne sein Vergehen gegen jenes Gesetz büßt." Völkischer Beobachter

---

Albert Langen / Georg Müller / München

Satz und Druck der Offizin Haag-Drugulin in Leipzig

83.09 Spiritism
92 Spiritism

2 lei